

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Zwieflei Wirtschaft!

„Sechs mal sechs sind sechsunddreißig,
Ist der Mann auch noch so fleißig,
Und die Frau ist liederlich,
Geht doch alles hinter sich!“

Ein uralter Spruch, etwas grob, aber heute noch müßiggültig, in vornehmen wie in niedern Kreisen. Freilich mit Unterschied. In vornehmen oder vornehm sein wollenden Kreisen, wo die Frau eine „gnädige Frau“ ist, wo der Diener in weißwollenen Handschuhen „serviert“ und die Briefe und unbezahlten Rechnungen auf versilbertem Teller „präsentiert“, da wäre es unanständig, den Ausdruck „liederlich“ zu gebrauchen, da hat man bei der Gnädigen für die „Liederlichkeit“ nur anständige „salonfähige“ Andeutungen.

Bei einem Weibe aus dem Volke aber darf man herzhaft „liederlich“ sagen.

Das Ergebnis bei beiden ist übrigens dasselbe.

Ein schlechtes Weib kann die beste Wirtschaft und den besten Mann zu Grunde richten; ein braves Weib ist ein Segen für die bescheidenste Wirtschaft und kann den leichtfertigen Mann zum Guten leiten.

Dies gilt für die gnädigen wie für die gewöhnlichen, ungnädigen Frauen.

Darüber will der Hinfende eine kleine Geschichte erzählen.

Es war im Juli, ein heißer Sonntagnachmittag, als der Hinfende in das uns bekannte Dorf Vietighausen einmarschierte. Oder wie wir eigentlich sagen sollten: durchmarschierte, wenigstens war es seine redliche Absicht, diesmal nicht im „Löwen“ einzufehren, da er es eilig hatte, noch vor einbrechender Nacht nach Lahr zu kommen.

Als er von weitem den goldenen Löwen erblickte, der sich behaglich in dem Wirtschaftshilde schaukelte, seine rote Zunge herausstreckte und mit einem schäumenden Bierglas liebäugelte, das er mit seiner Prage dem durstigen Wanderer verlockend entgegenstreckte, — da lachte der Hinfende: „Heute ist es nichts, alter Freund, und wenn du die Zunge noch so weit herausstreckst. Zwar Durst habe ich auch bei dieser Hitze, aber . . .“ und mannhaft beschleunigte er seine Schritte, um aus der verführerischen Nachbarschaft hinwegzukommen.

Da wurden aber fast gleichzeitig sämtliche untern Fenster im Löwenwirtschaftshaus aufgerissen und zu jedem fuhr ein Kopf heraus. Unter dem ersten Fenster schwenkte der Bürgermeister seine Mütze und schrie: „Hurra, der Hinfende!“ Zum zweiten Fenster streckte der Ratschreiber ein überchäumendes Bierglas heraus: „Hinfender! frischer Anstich! Spatenbräu!“ — Unter dem dritten Fenster glänzte des Löwenwirts Vollmondgesicht; er schwenkte ein paar riesige Leberwürste in der Luft: „Hinfender, Mergelsuppe und frische Leberwürste!“

Mannhaft hatte der Hinfende allen diesen Versuchungen widerstanden, denen bei 20° R. im Schatten

selbst der heilige Antonius unterlegen wäre; siegreich hatte er das Bierglas und die Leberwürste passiert, und triumphierend rief er: „Apage Satanas! Heute wird nichts draus, und damit basta!“

Da antwortete aber eine Stimme, bei deren Klang der Hinfende einen kleinen Seitensprung machte, und unter der Hausthür erschien die behäbige Gestalt der Frau Löwenwirtin und mit erhobenen Armen rief sie: „Was muß ich hören? Basta? Aber Hinfender! Soll ich so etwas an Euch erleben?“

Da gab er sich gefangen. Mit dem leichten Geschütz aus den Fenstern hätte er es aufgenommen, aber die schwere Batterie, die sich unter der Hausthür „demaskierte“, machte ihn kampfunfähig.

Er ergab sich auf Gnade und Ungnade, wurde von der siegreichen Frau Martin ins Schlepptau genommen und zwei Minuten darauf von den uns bekannten

Sonntagsgästen mit Jubel begrüßt. Er ließ sich an dem runden Tisch in einen Stuhl fallen mit dem beschämenden Bewußtsein, ein schwacher Mensch zu sein. Nachdem er sich aber seiner Schwachheit pflichtgemäß hinlänglich geschämt hatte, ließ er sich's schmecken, denn die Leberwürste waren delikate und der Spatenbräu nicht minder.

„So, Hinfender,“ sagte Frau Martin, „glaubet Ihr, man läßt Euch an einem Sonntagnachmittag am „Goldenen Löwen“ vorbeilaufen? Wie lange habet Ihr uns nichts mehr erzählt? Mein Standreßstrumpf ist noch nicht am Ferse, und es blangt ihn, endlich einmal Euer rechtes Bein zu zieren. Hier habe ich ihn.“



„Aber Hinfender! Soll ich so etwas an Euch erleben!“

Und da Ihr Euch nun mit Speise und Trank gestärkt habt, leget los, was giebt es Neues?"

„Neues? Nicht daß ich wüßte; ich habe am Alten genug.“

„Nun, etwas Neues ist doch jedenfalls der schöne Blumenstrauch auf Eurem Hut?“ sagte Frau Martin.

Der Hinkende lachte: „Diese roten Nelken? Die sind ein Geschenk von . . .“

„Doch nicht von einem Frauenzimmer?“

„Doch, und zwar von einem recht hübschen.“

„Aber, Hinkender!“

„Keine Sorge, Frau Martin. Hier, ich schenke Euch den Strauß. Die Blumen werden Euch eine kleine Freude machen, wenn Ihr erfahret, von wem sie sind. Erinneret Ihr Euch noch an die Lina?“

„Was, die Lina, die bei mir gedient hat? Die Lina und ihre Schwester, die Grete? Es sind jetzt zehn Jahre! Gott, was die Zeit vergeht!“

„Zwei bildsaubere Kinder waren es,“ schmunzelte der Löwenwirt.

„Und brave Mädels,“ sagte der Bürgermeister.

„Mich wundert, daß Ihr sie fortgeschickt habt,“ meinte der Herr Lehrer.

„Bah, hoffärtige Dinger waren's, namentlich die Lina,“ brummte der Ratschreiber.

„Warum ich sie fortgeschickt habe? Zu ihrem eigenen Besten. Sie waren zu hübsch für eine anständige Wirtschaft. Alle Gäste machten ihnen den Hof. Und nicht nur die jungen Bursche, sogar Ehemänner schmusten um sie herum. Na, Ratschreiber, Ihr brauchet nicht rot zu werden; die Bekanntschaft, die die Hand der hübschen Lina mit Eurer Bude gemacht hat, ist jetzt zehn Jahre alt und längst verzust.“

Der Ratschreiber nahm einen großen Verlegenheits-schluck und murmelte:

„Ein Kuß in Ehren, Wer will ihn wehren?“

„Ach!“ rief Frau Martin und fuchtelte energisch mit der Stricknadel. „Ich dulde so etwas nicht. Darum mußten sie fort, auch zu Eurem Besten. Eure Frau hat Euch diesen Kuß heute noch nicht vergessen. Und zudem,“ fuhr Frau Martin fort, „und zudem hatten die Mädels ernsthafte Bekanntschaften, die mir nicht behagten. Zwei Arbeiter aus der Maschinenfabrik. Jeden Sonntag machten die jungen Leute den weiten Weg aus der Fabrik, nur um eine Stunde bei ihren Schätzen zu sein. Und zwei hübsche Burschen waren's. Namentlich der Christian Berndt, der der etwas leichtfertigen Grete den Hof machte. Ein braver und solider Junge, und

der wäre schon der richtige Mann für das leichtfertige Ding gewesen; aber ein Tagelohnarbeiter, da war geringe Aussicht. Und Anton Schmidt, der Lina ihr Liebhaber, fast noch hübscher als der Christian, aber ein Leichtfuß, ein Verschwender. Während sein braver Kamerad sparsam war und seinen halben Wochenlohn auf die Sparskaffe trug, verjubelte der Anton seinen ganzen Verdienst, stolzierte am Sonntag in seinen Kleidern und machte der Lina Präsente, die dem armen Ding noch vollends den Kopf verdrehten. Das hätte eine saubere Wirtschaft gegeben mit diesem Lustibus und die Lina wäre ein unglückliches Geschöpf geworden. — Da machte ich der Geschichte ein Ende und schickte die Mädels in die Stadt, wo ich ihnen gute Stellen verschaffte. Sie konnten da etwas Tüchtiges lernen und sich die Liebespoffen aus dem Kopfe schlagen. Ich habe seitdem nichts mehr von ihnen erfahren. Und Ihr habt von der Lina den Blumenstrauch? Ihr habt sie also gesehen und gesprochen?“

Jetzt erzählt, Hinkender!“

„Habe sie gesehen und gesprochen, heute nachmittag, sie und ihre Schwester, die Grete.“

„Ach, du meine Güte,“ rief Frau Martin erstaunt. „Und wo und wie?“

„Auf der Fabrik!“

„Auf der Fabrik? Ei, da sind ja nur Mannsleute beschäf-

tigt?“

Der Hinkende lachte: „Aber auch Weibsleute.“

„Freilich nicht am Ambos und Schraubstock, aber daheim am Kochherde, um ihren Männern das Mittagessen zu kochen!“

„Ihren Männern?“

rief Frau Martin und ließ vor Erstaunen an ihrem Stricktrumpfe eine Masche fallen. „Ja, sind denn die Mädels verheiratet? Und mit wem?“

„Natürlich, mit ihren alten Schätzen. Die brave Lina mit dem Leichtfuß Anton und die leichtfertige Grete mit dem braven Christian! — Ihr sehet, Frau Martin, die Liebespoffen haben sie sich in der Stadt nicht aus dem Kopfe geschlagen!“

„Daß Gott erbarm!“ jammerte Frau Martin. „Die arme Lina! Und der brave Christian wird auch seine Not haben mit seiner Grete. Nun, und was weiter? Bin doch begierig, ob ich richtig prophezeit habe!“

„Eine ausgezeichnete Prophetin seid Ihr, Frau Martin,“ schmunzelte der Hinkende, „Ihr könntet für den Kalender das Wetter prophezeien. Nun also paßet auf: Ich war in der Fabrik, in Geschäften mit dem Inspektor. Wie Euch bekannt, hat der Fabrikherr für seine Arbeiter Arbeiterwohnungen gebaut. Kleine, saubere Häuschen, für je eine Familie. Vorne ein hübsches kleines Gärtchen, auf der Rückseite ein Stiel Land und einen Stall für eine



„Eine ausgezeichnete Prophetin seid Ihr, Frau Martin.“

Biege oder, wenn's hoch kommt, für eine Kuh. Die Häuschen bilden eine ziemlich lange Straße, und je zwei sind immer zusammengebaut, sozusagen Rücken an Rücken."

"Dos à dos heißt man's beim Tanzen," schaltete der Herr Lehrer ein, der die Dorfjugend neben andern Wissenschaften auch im Tanzen unterrichtete.

"Weinethalben dos à dos," fuhr der Hinkende fort. "Es hat das Gute, daß feindliche Nachbarn sich nicht so leicht in die Haare fahren können und freundliche Parteien nahe genug beieinander wohnen, um friedlich zu verkehren. Diese Arbeiterwohnungen sind eine große Wohlthat für die Fabrikbevölkerung. Der Arbeiter bezahlt nur eine kleine Miete, und wenn er brav und sparsam ist, so kann er sich das Häuschen zu Eigentum erwerben und für sich und seine Familie ein trauliches Heim gründen. Aber auch für den Fabrikherrn ist es eine große Wohlthat. Er fesselt die besten seiner Arbeiter an seine Fabrik, sie bilden gleichsam eine große Familie, und die Kosten, die er aufwendet, tragen ihre reichlichen Zinsen. In einem solchen Doppelhäuschen, so erfuhr ich von dem Inspektor, wohnen nun die beiden Schwestern, Lina und Grete, mit ihren Familien, und ich beschloß, beiden einen Besuch abzustatten und die alte Bekanntschaft zu erneuern. Als ich vor den Häuschen stand, fiel mir der große Unterschied zwischen beiden auf. Das Häuschen links, blink und blank, mit hellen Fenstern und freundlichen Gardinen und einem blumenreichen, sorgfältig gepflegten Gärtchen, machte einen überaus freundlichen Eindruck."

"Aha!" schaltete Frau Martin ein, "das ist die Grete mit ihrem braven Christian."

"Dagegen das andere Häuschen," erzählte der Hinkende weiter: "in dem Gärtchen nichts von Blumen, ein wüster Platz mit einem Misthaufen in der Mitte, der mit ein paar alten Schlappen und einem zerbrochenen Hasen geziert war. Die Fenster schmutzig, ohne Gardinen, einige zerbrochene Scheiben mit Papier verklebt. Ich trat in einen unordentlichen Hausflur, der mit allerlei Gerümpel gefüllt war, und eben war ich im Begriff, an der Zimmerthüre anzuklopfen, da stuzte ich; aus dem Zimmer drangen scheltende Stimmen an mein Ohr; eine Weibestimme kreischte: "Nach, daß du fortkommst, du Ferkel! Der Vater will seinen Sonntagswein haben! Und daß du mir nichts davon lauffst, oder ich schlag' dir alle Knochen entzwei!"

"Eine Kinderstimme erwiderte heulend: "Gieb Geld, Mutter! Ohne Geld wirft mich der Kreuzwirt zur Thür hinaus!"

"Geld?" lachte die zärtliche Mutter. "Geld hab' ich keines. Am nächsten Zahltag bezahl' ich den Wein! Jetzt marsch mit dir!"

"Eine feine Familie!" dachte ich, und schon war ich im Begriff, meinen Rückzug anzutreten, da wurde die Thüre aufgerissen, und heraus flog mit Hilfe eines Fußtrittes ein elend aussehender fünfjähriger Junge, eine leere Flasche in der Hand, und lief heulend zur Hausthüre hinaus. Und vor mir stand unter der geöffneten Thüre die zärtliche Mutter und die ohne Zweifel auch lebenswürdige Gattin des . . ."

Die Frau Löwenwirtin hatte ihr Strickzeug in den Schoß sinken lassen und mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung des Hinkenden gelauscht. Jetzt aber fuhr sie auf und rief: "Gib' ich mir's doch gedacht! Die arme Lina! So weit also hat der Lump, der Anton, das arme Ding heruntergebracht!"

"Ja, so weit ist sie heruntergekommen. Es war aber nicht die Lina, die Frau des leichtsinnigen Anton, sondern Grete, die Gattin des braven Christian!"

"Ach, du lieber Gott!" seufzte Frau Martin.

"Ist nicht die Möglichkeit," meinte der Bürgermeister. Der Hinkende aber fuhr fort: "Guten Tag, Frau Berndt," sagte ich. "Kennen Sie mich noch? Es ist schon lange her!"

"Erst schaute sie mich verblüfft an, aber nach einem Blick auf meinen Stelzfuß kam ihr das Verständnis:

"Ah, der Hinkende! So Ihr seid's? Und was verschafft mir das Vergnügen?"

"Das Vergnügen schien aber bei der Frau Grete nicht sonderlich groß zu sein, denn sie blieb breitspurig unter der Thüre stehen und machte keine Miene, mich zum Eintritt einzuladen. Allerdings war sie nicht in der Verfassung, Besuche zu empfangen, denn obgleich Sonntag und bald Mittag, befand sie sich noch in einem nichts weniger als reizenden Morgenanzuge, Neglige genannt: Nachjade, Unterrock und die bloßen Füße in Schlappen.

"Da sie, offenbar mit einigem Erstaunen, bemerkte, daß ich mich durch diesen Anblick nicht abschrecken ließ, gab sie die Thüre frei: "Nun, tretet ein, Hinkender, und nehmet Platz, dieweil ich mich ein wenig hübsch mache," und damit verschwand sie durch die gegenüber liegende Kammerthüre.

"Ich hatte nun hinreichend Muße, mich in der Stube umzusehen. Die Einrichtung war einst gewiß recht nett. Lauter polierte Nußbaummöbel; aber die Politur erblindet, die Möbel schadhaft und mit Staub bedeckt. Ein Sofa mit zerrissenem Überzug, vor dem Sofa ein Bodenteppich in schreienden Farben und schmutzig, wie auch der Stubenboden. Über dem Sofa ein Spiegel mit Goldrahmen und einem zersprungenen Glaße, an der Wand ein reichgezeichnete Regulator, der aber wegen mangelnden Pendelkells längst in Ruhestand gesetzt schien. Der Tisch war bereits fürs Mittagessen gedeckt, aber statt des Tischtuches ein schmutziges Wachs-tuch, ganz ordinäre irdene Teller nebst Blechlöffeln und schadhafte Bestecken. Kurz die Wohnstube des braven Christian Berndt machte den Eindruck einer trostlosen Verkommenheit. Und als nun nach einigen Minuten die Hausfrau wieder erschien, machte sie auf mich, in ihrem aufgedonnerten Sonntagsstaate, fast einen noch widerlicheren Eindruck als in ihrem Nachtmittel. Ihr Haupt war geschmückt mit einer reich ausgestatteten Haube, die den Verdacht erregte, daß sie, als sie noch neu und sauberer war, in der Residenz salonfähig gewesen, und das reichgarnierte, verblaßte und etwas verschliffene Seidenkleid paßte vollkommen zu dem bedenklichen Kopfputz, und seine umfangreiche "Tourniere" hatte offenbar in ihrer Jugend die Rückseite einer Dame der feinen Gesellschaft geschmückt. Sie machte einen Knix und zwang ihr Gesicht zu einer sauer süßen Miene: "Und was verschafft mir die Ehre, Herr Hinkender?"

"Nun, ich wollt' einmal sehen, wie es Ihnen geht, Ihnen und Ihrer Schwester. Wir sind ja noch alte Bekannte von Viettighausen her. Sie haben in der Residenz gedient, in einem vornehmen Haus?"

"Frau Berndt ließ sich auf dem Sofa nieder und mußte mit ihrem seidenen Kleid geschickt einige zerrissene Stellen des Sofas zu verdecken.

"Ja, beim Bankier Goldfuchs. Ein feines Haus, nicht so weit im Löwen in Viettighausen bei der geizigen Frau Martin und den dummen Bauern."

"Was? Das hat sie gesagt?!" fuhr Frau Martin auf. "Ihre eigenen Worte!"

"Das Laster!" rief die erbohte Frau und machte mit der Stricknadel einen Ansfall, als wolle sie jemand erstechen. Auch die andern Zuhörer fuhren von ihren Sitzen auf.

„Sitzen bleiben, meine Herren, nicht aufregen,“ beschwichtigte der Hinkende, „sonst kann ich nicht weiter erzählen: Die Erinnerung an das Bankierhaus wirkte offenbar erweiternd auf die Greta in ihrem seidenen Rock, sie wurde gesprächig und vertiefte in einem muntern Plauderton: „Ja wohl, ein guter Dienst nach all' der Pladeret und Hungerleideret im Löwen. Es war wie ein Sprung aus der Hölle in den Himmel!“

Frau Martin frampfte die Hände zusammen, als wolle sie jemand erwürgen.

Der Hinkende nahm von diesem erneuten Mordanfall keine Notiz und ließ Frau Greta weiter erzählen: „Herr Goldfuchs hatte nicht umsonst seinen Namen. Seine Goldfische flogen nur so, daß es eine Freude war, und ist auch für unsereins manches abgefallen.“

„Ei, abgefallen, wie so?“

„Frau Greta lachte verächtlich: „Na, die Gnädige, die kümmerte sich um die Haushaltung gar nichts. Erstens verstand sie nichts davon und zweitens hatte sie keine Zeit dazu. Bis elf Uhr im Nest liegen, Kaffeewisiten, Landpartien, Theater, Konzerte, Vorlesungen, Hofmacherei, und was weiß ich alles. Dem gnädigen Herrn war es nicht gemüthlich im Hause, der suchte sein Vergnügen auch auswärts und ließ die Dienerschaft wirtschaften. Die Gnädige gab mir jeden Tag das Wirtschaftsgeld. Ob ich die Einkäufe bar bezahlte oder auf Rechnung nahm, darnach fragte sie nicht. Ha, ha, ha, Hinkender, Ihr könnt Euch denken, daß ich dabei nicht zu kurz kam.“

„Aber Frau Greta,“ sagte ich, „Sie werden doch nicht unredlich gewesen sein?“

„Ach was,“ erwiderte sie, „wenn man sieht, wie die Herrschaft das schöne Geld verschwendet, und wie die Dienerschaft es treibt. Der Kutscher wurde fett von dem Haber, den die Pferde des gnädigen Herrn nicht zu fressen bekamen; der Diener sagte: „Ich bin auch ein armer Kerl“, und steckte die für die Armen bestimmten Almosen in seine eigene Tasche, und die Köchin fütterte sich und ihren Diener mit den feinsten Federbüschen. — da mühte man ja ein Narr sein, wenn man nicht auch ein wenig zugreifen wollte.“

„Das ist ja schrecklich! So eine liebedürftige vornehme Herrschaft ist ja eine wahre Pflanzschule für Diebe und Verräther!“

„Ganz richtig, Frau Martin, und es ist eine große Verantwortung, die eine so nachlässige gnädige Herrschaft auf ihr Gewissen ladet. Doch lassen wir Frau Greta weiter erzählen: „Und dann die vielen Trinkgelder,“ fuhr diese schmunzelnd fort, „und — na die Gnädige hatte auch ihre Muden, und ich mußte viel Ärger schlucken, aber wenn sie guter Laune war, schenkte sie mir von ihren Kleidern. Der Seidene da,“ — Frau Greta erhob sich und warf einen bewundernden Blick auf ihr Kleid — „der ist auch von der Gnädigen, und ich sag' Euch, Hinkender, am Sonntag in der Kirche hätte man mich für eine Baronin halten können. Fünf Jahre war ich an dem Platz und hatte mir ein schönes Stümchen erspart. Ach wäre ich dort geblieben. Da stach mich aber der Haser, und der Satan trieb mich, meinen alten Schatz, den Christian Berndt, zum Mann zu nehmen, und das war mein Unglück!“

„Ei, ei, der Christian war doch ein so braver, solider junger Mann?“

„Ja, er stunkerte mir viel Schönes vor von seinen großen Ersparnissen, von seinem schönen Verdienst, von dem hübschen Häuschen, das er sich als Eigentum erwerben könne. Da ging ich auf den Heim und — na, und heiratete ihn.“

„Nun, ich denke, Sie werden sich glücklich geschätzt haben, einen so braven Mann zu bekommen. Wie sagt doch Schiller:

Raum ist in der kleinsten Hütte

Für ein glücklich liebend Paar!“

„Was, dummes Zeug,“ erwiderte Frau Berndt gereizt, „kleinste Hütte und liebend Paar! Gleich anfangs gab's Streit. Der geizige Christian wollte alles ganz einfach eingerichtet haben. Tannene Möbel! Lächerlich! Ich aber war es besser gewohnt und setzte es durch. Bei mir mußte alles nobel sein.“

„Ja, ja,“ sagte ich und warf einen Blick auf die noble Einrichtung. „Aber . . .“

„Weiß schon, was Ihr sagen wollt,“ erwiderte Greta mit einem Anflug von Verlegenheit, „aber ich habe keine Magd, um die Sachen in Ordnung zu halten, und habe sonst alle Hände voll zu thun. Im Anfang ging's auch ziemlich gut. Die Einrichtung hatte zwar vieles Geld gekostet, aber meine Ersparnisse hielten noch vor. Ich habe aber nicht geheiratet zum Hungerleiden, bin das Knappen und Geizen nicht gewohnt, da gab es viel Streit und Hader, und als nun ein es Tages der Christian mir in hellem Zorn entgegen schrie: Jetzt ist aufgehaut, mein Erspartes ist beim Teufel, jetzt müssen wir von meinem kleinen Verdienste leben, und an allem sei ich schuld. — da ging das Glend an. Mit dem Christian war kein Auskommen mehr und schließlich fing der Glende auch noch das Saufen an. Um das Unglück voll zu machen, kam auch noch der Bub! Ihr glaubt nicht, was man mit solch einem Valg für eine Last hat. Ach Gott, ach Gott, Hinkender, ich bin ein geschlagenes, ein unglückliches Weib. Und ich hab' es doch vorher so gut gehabt in der Stadt, — ein so schöner Dienst. Da schauet hin,“ dabei zeigte sie auf den gedeckten Tisch, „mit silbernen Löffeln haben wir angefangen und bis zu den Blechlöffeln sind wir gekommen. Nächstens brauchen wir gar keine Löffel mehr. Kartoffeln und Hering! Ist das ein Fressen für den Sonntag? Ha, ha, ha! Darf ich Euch einladen, Hinkender?“

„Ich hatte genug,“ sagte der Hinkende, „bei diesem Weibe war jedes Mahnwort verschwendet, und die Rückkehr ihres Mannes, des braven Christian, den sein Weib zum Lump gemacht, wollte ich nicht abwarten. Ich empfahl mich: „Will Ihrer Schwester Lina nebenan auch einen Besuch machen!“ Da sprudelte aber aus dem Munde des erbosten Weibes ein solcher Schwall von Ehrentiteln über die Lina, daß ich eilig den Rückzug antrat.“

„Und nun, Löwenwirt, noch einen Schoppen, ehe ich die Schwelle des leichtsinnigen Anton betrete. Der Haushalt des armen braven Christian hat mich durstig gemacht!“

„Na, da werden wir auch etwas Schönes erleben,“ jammerte Frau Martin. „Die arme Lina! Die wird der liebedürftige Anton auch ruiniert haben wie die Greta ihren Christian!“

„Wollen sehen, Frau Martin,“ fuhr der Hinkende fort. „Wie ich schon gesagt, machte das Häuschen nebenan einen freundlichen Eindruck mit seinem hübschen Blumengärtchen und seinen hellen Fenstern.“

„Natürlich,“ schaltete Frau Martin ein, „der eitle Geiz, der Anton, hat stets sein Geld verschwendet, um sich und sein' Sach' herauszuputzen.“

„Ich betrat einen sauber gehaltenen Hausflur und warf durch die geöffnete Hintertüre einen Blick in einen langgestreckten Nutzgarten, der in wohlgeordneten Beeten mit Erbsen, Bohnen und allerlei Gemüsen be-

pflanzt war. Der Ruggarten war vom Hause durch einen kurz geschorenen Rasenplatz getrennt, der als Bleichplatz diente, denn er war mit blutweißer Leinwand bedeckt. Aus den Fenstern des nebenan liegenden Stalles streckte eine Kuh den Kopf heraus und schien in tiefstimmige Betrachtung versunken beim Anblick einer jungen hübschen Frau, die, hochaufgeschürzt, mit großem Eifer die Leinwand begoß.

„Guten Tag, Frau Schmidt,“ sagte ich. Die junge Frau ließ halb erschreckt die Gießkanne sinken und streifte ihr Kleid herunter. „„Jesses, der Hinkende,““ sagte sie nach kurzem Besinnen.

„Ja, der Hinkende. Wollte mal sehen, wie es Ihnen geht, Frau Vine. Gut, wie es scheint?““

„Je, die Freud! Was wird mein Mann sagen? Seid willkommen, lieber Hinkender!““

„Die Kuh schien es auch für passend zu halten, mich mit einem lauten „Muh“ zu bewillkommen. Frau Vine lachte: „Seht, Hinkender, sogar meine Bleß hat eine Freude, daß Ihr da seid! Sie schaut mir jedesmal zu, wenn ich meine Wäsche begieße!““

„Und sogar am Sonntag sind Sie so fleißig?““

„Soll meine Leinwand, mein Stolz und meine Freude, nicht auch ihren Sonntag haben? Und ich meine, eine Sonntagssonne bleicht noch schöner als an einem Werkeltag. Aber nun kommt herein, Hinkender, es ist gerade Essenszeit, und Ihr werdet uns doch die Ehre schenken und unser Gast sein?““

„In der Stube sah es freilich anders aus als in dem Heim ihrer Schwesternebenan. Das kleine Zimmer glänzte ordentlich vor Nettigkeit und Sauberkeit. Der Boden war mit weißem Sand bestreut, die Wände

waren nicht tapeziert, aber blendend weiß gestrichen und mit einem kleinen Spiegel, mit einer Kuckucksuhr und mit einigen hübschen Öldruckbildern geziert; die Möbel von Tannenholz mit Eichenholzfarbe gestrichen. Neben dem Ofen stand eine lange Ruhebank. „Das ist mein Kanapee,““ sagte Frau Vine lächelnd, „und zugleich auch meine Milchkrise.““ Dabei hob sie den Deckel und zeigte mir eine Reihe gefüllter Milchbüchsen. „Eßt Ihr gerne Sauermilch oder Pivveleskäs, Hinkender? Es ist meinem Anton sein Lieblingessen.““

„In der einen Fensternische stand ein kleiner Käftchen und daneben ein Spinnrad mit einer vollen Stunfel. „Ei, Frau Vine,““ sagte ich, auf das Spinnrad deutend: „das ist ein seltenes Geräthe, das habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Steht es vielleicht nur als Bierat da, oder lassen Sie es wirklich schnurren?““

„Die junge Frau lachte hell auf. „Freilich lasse ich es schnurren. Glaubet Ihr, die Leinwand draußen auf dem Bleichplatz habe ich gekauft? O nein, alles habe ich selbst gesponnen. Ich weiß wohl,““ plauderte sie

weiter, „man kauft es sonst ebenso wohlfeil im Laden, ist aber nicht so dauerhaft wie Handgespinnst. Und dann, was soll ich treiben an den langen Winterabenden? Der Anton kommt erst abends 7 Uhr aus der Fabrik, nach dem Nachtessen geht er auch zum Biere, der gute Mann muß doch auch seine Erholung haben, öfter aber bleibt er bei mir, und während ich spinne, liest er mir etwas vor aus Eurem Kalender, Hinkender, oder aus sonst einem guten Buch. Es sind meine glücklichsten Stunden. Und wenn der Weber mir ein selbstgesponnenes Tuch ins Haus bringt, dann lege ich es mit einem freudigen Stolz in meinen Wäschekrant.““

„Respekt davor,““ sagte ich und gab ihr die Hand, „Sie sind eine brave Frau, Sie . . .““

„Was „Sie,““ unterbrach sie mich eifrig. „Als ich noch ein Mädchen war, da waret Ihr stets liebevoll gegen mich und duztet mich, warum bin ich jetzt auf einmal für Euch eine Sie geworden?““

„Nun denn,““ antwortete ich fast gerührt, „so sei es denn wieder das väterliche Du. Du bist eine brave Frau, Vine, und dein Anton scheint auch ein tüchtiger Mann geworden zu sein. Er war ein bißchen ein leichtlebiger Burche und . . .““

„Freilich,““ lachte Frau Vine, „aber bei seinem Leichtsinne hatte er ein gutes Herz. Da hab' ich es gewagt und durste es nicht bereuen. Im Anfang da wollte er manchmal etwas über die Schmir hauen. Aber eine Frau, die ihren Mann so recht von Herzen lieb hat, die bringt's zustande gebracht. Mein Anton ist ein Muster von einem Ehemann, und ich bin eine glückliche Frau.““

„Da ist meine Prophezeiung freilich zu Schanden geworden,““ sagte die Frau Löwenwirtin etwas kleinlaut. „Aber ich sage gottlob! es wäre jammer schade gewesen für die brave Vine. Aber nun weiter, Hinkender, ich bin zu begierig, was jetzt noch kommt.““

Der Hinkende fuhr in seinem Berichte fort: „Der Tisch für das Mittagessen war bereits gedeckt, ein etwas grobes, aber reines Tisch Tuch, die Teller und Bestede einfach, aber blank gepuzt.““

„Seid Ihr schon zu viert?““ sagte ich und wies nach dem Tische, auf dem vier Gedecke lagen.

„Ja, viere sind wir schon, aber nicht so, wie Ihr denkt,““ entgegnete die junge Frau lachend. „Mein Mann, mein Bub, ich und der alte Marte.““

„Der Bube ist ja selbstverständlich; aber der alte Marte? Wie ist's mit dem? Ein Verwandter von Euch?““

„Nein, kein Verwandter. Ein alter Hüttenarbeiter, der im vorigen Jahr seine Frau verloren hat. Seine Söhne sind anderwärts in Arbeit, und weil nun der



„Guten Tag, Frau Schmidt!““ sagte ich.

alte brave Mann so allein stand, und fast hilflos, so haben wir ihn aufgenommen. Er wohnt droben im Siebelfämmerchen und hat auch sein Essen bei uns; dafür hilft er mir im Garten und im Feld und besorgt mir die Bleß, und für das Essen giebt er eine kleine Vergütung. Er ist ein recht braver und unterrichteter Mann, und ich bin recht zufrieden.“

„Das ist brav von Euch. Und dein Mann, ist er auch einverstanden mit dieser Einquartierung?“

„Ei natürlich! Er hat ihn mir ja ins Haus gebracht! Kameraden müssen einander helfen in der Not, hat er gesagt. Und der alte 68 jährige Mann ist glücklich, daß er ein Plätzchen gefunden hat, wo er sich wohl fühlt und sich auch noch ein wenig nützlich machen kann. Es ist gar so traurig, im Alter so allein in der Welt herumzuhantieren.“

„Da wurde unsere Unterhaltung unterbrochen durch ein Geschrei in der Nebenkammer.“

„Das ist der Christiauchen! Er wacht immer auf, wenn es Essenszeit wird,“ rief Frau Yine und verschwand eilig durch die Kammerthüre.

„Nach einigen Minuten erschien sie wieder, einen Brachtbuben, von etwa 3 Jahren, an der Hand führend. Sie hatte ihn in der Geschwindigkeit in den Sonntagstaat gesteckt.“

„Er hat heute zum erstenmale Hosen an, ist er nicht ein Staatsjunge? Seinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten.“

„Und in der That, es war ein hübscher kleiner Bürsche mit roten Bäckchen, blonden Ringelhaaren und blauen Augen. Strogend von Gesundheit.“

„Gebe dem Herrn eine Patschhand!“

„Doch der kleine Mann schien keine Lust zu haben, dem Befehl seiner Mutter Folge zu leisten, mit einem bedenklichen Blick auf meinen Stelzfuß trat er schüchtern näher, und statt einer Patschhand berührte er mein hölzernes Bein, und fragend zu seiner Mutter aufschauend, sagte er: „Hotto?“

„Freilich, Hotto,“ sagte ich und hob den kleinen Schelm auf meine Knie. Und nun ging es los:

„Hotto, hotto, Kößle, 3-Baden ist ein Schöpfle“

und der kleine strampelte und jauchzte vor Vergnügen, und die Yine sah mit strahlenden Augen den Reiterkünsten ihres Lieblings zu.

„Christiauchen, der Vater kommt.“

„Oha!“ rief der kleine Reiter, kletterte von seinem Pferde herunter und rannte gegen die Thüre. Die Schwelle überschritt Anton Schmidt mit seinem alten Kostgänger. Anton in seinen hohen, glanzgewichsten Stiefeln, einer hübschen Toppe und mit seinem braunen Vollbart war eine stattliche Erscheinung. Er hob den

kleinen Strampler in die Höhe und gab ihm einen Schmatz: „Guten Tag, Yine, du hast Besuch? Ah, der Hinkende! Willkommen! Das ist eine Freude,“ und er schüttelte mir herzlich die Hand. „Ihr seid doch unser Gast? Jetzt zu Tische, ich hab' einen Bärenhunger.“

„Das war eine fröhliche Tischgesellschaft, und wader wurde eingehauen. Erbfeinderei mit Sauerkraut und Schweinerippchen. Mein Leibessen. Es war prächtig und ich wunderte mich nicht, daß die guten Leute so behaglich und gut genährt dreinschauten, daß es eine Freude war.“

„Unter anderem erzählte ich auch von meinem Besuche bei der Grete.“

„Das ist eine tolle Wirtschaft,“ sagte Anton.

„Der Berndt thut mir leid, denn er war ein braver Kerl, ein guter Kamerad und ein tüchtiger Arbeiter.“

„Er war? Ist er's nicht mehr?“

„Leider Gottes nein. Es geht stark bergab mit ihm. Ich fürchte, denen dort drüben ist nicht mehr zu helfen.“

„Nicht durch unsere Schuld,“ eiferte Frau Yine, „sie ist ja meine leibliche Schwester, wir haben für sie gethan, was wir konnten, aber“

„Aber,“ fuhr Anton fort, „aber mehr zu thun, konnte ich nicht verantworten. Ich habe für Weib und Kind zu sorgen, und unser Herzenswunsch ist es, uns dieses Häuschen als Eigentum zu erwerben, da durfte ich nicht fernerhin mein Erspartes zum Fenster hinauswerfen, auf Nimmerwiedersehen.“

Und als mein Geldbeutel nicht mehr für sie offen war, da hatte es mit der Freundschaft

und mit der Verwandtschaft ein Ende und sie sind uns jetzt spinnefeind. Die Grete hat die Hauptschuld, bei ihrer vornehmen Herrschaft in der Stadt hat sie die Großthuererei, die Liederlichkeit und die Schlampererei gelernt, das war für das leichtsinnige Ding eine böse Schule, und das war eine schlimme Aussteuer, die sie mit in die Ehe brachte. So lange seine Ersparnisse und ihr Zusammengestopfenes vorhielten . . .“

„Aber, Anton!“

„Ja, ihr Zusammengestopfenes; — da lebten sie in floribus, der Christian war zu gutmüthig und zu schwach, um seinem leichtfertigen Weibe den Meister zu zeigen, und so war der kleine Haushalt bald ruiniert. Der Mann suchte sein Glend im Wein zu erlösen, sie selbst verlotterte und verschlammte, ihr armer Bub' verflümmert, und das Ende vom Lied wird bald gepiffen sein. Drum sag' ich, so ein städtischer Dienst ist ein Verderben für ein braves Mädel. Hol's der Teufel!“

„Bei diesem Kernspruch fuhr aber Frau Yine etwas



„Hotto, hotto, Kößle, 3-Baden ist ein Schöpfle.“

erregt auf: „Aber Anton! Man wirft doch nicht so alles in einen Topf. Auch ich hab' in der Stadt im Dienst gestanden und das hast du doch nicht zu beklagen?“

„Nein, mein Schatz,“ sagte Anton beschwichtigend und gab seiner Frau über den Tisch hinüber die Hand.

„Du bist eben eine Ausnahme von der Regel, und eine Ausnahme war auch deine Herrschaft, die war ein wahres Muster!“

„Nun, und wie war denn diese Musterherrschaft?“ fragte ich.

„Im Anfang,“ erzählte Frau Yine, „im Anfang wollte es mir nicht recht behagen. Wenn man aus dem Löwen in Vietighausen kommt, wo die Frau Martin doch auch zum Rechten sieht und keine Unordnung und kein Verschwendung duldet . . .“

„Und keine hübschen Dienstmädchen,“ lachte der Herr Lehrer und warf dem Ratschreiber einen Blick zu.

„Dummes Zeug!“ brummte dieser.

„Unterbrechet doch den Hintenden nicht,“ eiferte Frau Martin.

„Die Yine, das gute Ding!“

„Ja,“ erzählte die Yine weiter, „wenn man aus so einem Hause kommt, da wird es einem etwas kurios bei einer andern Herrschaft. Pohnt bekam ich gerade nur halb soviel als meine Schwester, denn meine Frau war keine reiche Bankiersgattin, sondern die Frau eines kleinen Beamten mit noch kleinerer Besoldung. Da ging es knapp her. In der Küche hütete meine Frau jedes Bröckle Butter, gleich als wäre es Gold, die Eier waren ein Luxus, nur für Sonntage und Familienfeste, und jeder Pfennig wurde genau besehen, ehe er zum Kaufmann wanderte. Diese Küche und die Küche der Frau Martin, — das war ein Unterschied. Ich konnte mich anfangs nur schwer drein finden! Aber da ich einsah, daß es keine Knauferei war, sondern daß die Leuten das auf zu schauen hatten, mit dem kleinen Einkommen ohne Schulden auszukommen, da hab' ich rechtlich mitgeholfen und mit meiner braven Frau überlegt, wo etwas zu sparen sei.“

„Und was die Reinlichkeit betrifft, da war ich in einer guten Schule. Kein Eckchen war sicher, daß die Frau nicht hineinschaute, und jedes Stäubchen sah sie. Sie zankte nicht, aber wenn sie sagte: „Yine, bitte, hole einmal das Staubtuch,“ da wußte ich schon, was los war. Das Staubtuch hat mir im Anfang öfters Schreden eingejagt, später kam es zur Ruhe. Und der Herr erst, der war einmal ordnungsliebend, und bei aller Freundlichkeit wußte der sich in Respekt zu setzen. Was die Ordnung betrifft, da hat er mir einmal eine Lehre gegeben, ich muß heute noch darüber lachen. Ich war noch etwas schlauderig, und beim Tischdecken vergaß ich bald das oder das, und da konnte der Herr ganz freundlich sagen: „Yine, bitte, es fehlt mein Glas oder so etwas.“ Wenn sie etwas von mir wollten, sagten sie stets „bitte“ zu mir. Ihr glaubt nicht, Hintender, wie einem das wohl thut. Eines Tages aber, sie saßen schon bei Tische und ich trug eben die Suppe herein, da sagte der Herr, und er lächelte dabei: „Yine,“ sagte er, „bitte gehe einmal auf den Speicher und hole die Stehleiter herunter.“ Ich sah erstaunt auf die Frau, ob es bei dem Herrn nicht ganz richtig sei. Sie aber lächelte auch und sagte: „Bitte, gehe nur, Yine.“ Da schleppte ich die schwere Stehleiter drei Treppen herunter und stellte sie mitten ins Zimmer. „So, Yine, jetzt steige hinauf,“ befahl der Herr. „Ach, Herr,“ sagte ich, „ich fürchte mich, sie wackelt so.“ — „Thut nichts,“ erwiderte er, „nur hinauf, ich halte fest. Bist du oben?“ — „Ja,“ sagte ich zitternd. „Nun, so betrachte dir einmal von oben herab den Tisch, vielleicht

siehst du besser, als zu ebener Erde, was heute wieder an dem Gedecte fehlt.“

„Das Salzfäßchen,“ sagte ich fast weinend.

„Nichtig, das Salzfäßchen. So nun steige wieder herunter, und von heute an wirst du es nicht mehr vergessen. Ich danke!“

„Und der Herr hat recht behalten. Von dem Tag an fehlte niemals mehr etwas am Tischgedecte, und die spaßhafte Lehre über die Ordnung hatte die ernste Folge, daß ich auch in allen andern Dingen strenge Ordnung hielt.“

„Diese kleine Geschichte hatte die ganze Gesellschaft erbeitert, und selbst der kleine Christian lachte der Spur nach mit und strampelte mit den Beinen.“

„Der alte Marte, der sich bis jetzt an der Unterhaltung nicht beteiligt und seine ganze Aufmerksamkeit dem Erbsenbrei zugewendet hatte, ließ jetzt den Köffel sinken und rief: „Recht so, so war's recht! Respekt vor dem braven Herrn, der hat's verstanden!“

„Frau Yine fuhr fort zu erzählen: „Und als nun gar etwas Kleines in die Wirtschaft kam, da kam ein neues Glück, aber auch eine neue Sorge in die Familie, da gab es ein Kopferbrechen, und jetzt mußte gepart werden, daß die frühere Sparsamkeit eine wahre Verschwendung war. Es war keine Kleinigkeit und ich habe alles mit durchgemacht. Ich war Köchin, Stubenmädchen, Kindermädchen und Hausknecht, alles in einer Person. Fünf Jahre bin ich in dem schweren Dienst gewesen, und ich wäre noch da, — aber da meinte der Anton dort, es sei für ihn jetzt hohe Zeit, sich um eine brave Frau anzusehen, und da . . .“

„Und da hab' ich mir halt meinen alten Schatz geholt,“ lachte der junge Mann.

„Und du hast es hoffentlich nicht bereut,“ sagte Yine und nickte ihrem Manne freundlich zu. „Mit Liebe und Dankbarkeit denke ich aber an die braven Leute zurück, die auch ein Herz hatten für ein armes Dienstmädchen. Ich hatte einen schweren Dienst, aber ich war wie das Kind im Hause, während meine Schwester Grete in Hülle und Fülle nichts weiter war als ein Stück des liederlichen Bedientenpacks, zu ihrem und ihrer Familie Verderben.“

„Der alte Kostgänger schlug mit seiner schwierigen Faust auf den Tisch: „Freut mich von Herzen, Frau Yine, daß Ihr eine so schwere Schule durchgemacht habt. Drum ist alles so nett und blank: Mann, Weib und Kind, Haus und Hof, und deshalb fühl' ich alter, einsamer Mann mich hier so wohl, daß es Euch Gott vergelten möge!“

„Inzwischen war die Zeit meiner Mittagsrast verstrichen und ich verabschiedete mich mit herzlichem Dank bei den lieben Leuten. Frau Yine gab mir das Geleite und während sie mir im Gärtchen noch ein Sträußchen band, ward das Fenster im Nachbarhause aufgerissen und ein paar Heringsköpfe flogen auf den Mist.“

Der Hintende trank sein Glas leer und erhob sich: „Die Nacht bricht herein, es ist für mich die höchste Zeit.“ Ich habe Euch jetzt an einem Beispiel die Wahrheit eines alten Sprichwortes, aus dem man vieles lernen kann, gezeigt:

„Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.“

„Ist der Mann auch noch so fleißig,“ fuhr der Bürgermeister fort,

„Und die Frau ist liederlich,“ lachte der Herr Lehrer. „Geht doch alles hinter sich,“ schloß der Hintende.

„Ich denke, ich habe meinen Feierabend verdient. Gute Nacht beieinander!“

Noch ein Stücklein vom Herrn Martin.



Der geneigte Leser erinnert sich wohl noch an den Herrn Martin aus dem 86er Kalender und an sein Malör mit dem Kohlkraut, was er nun einmal nicht vertragen kann. Er behauptet nämlich, daß, sobald er Wein daraufsetze, die Weinsäure sich mit dem Kraut chemisch verbinde, der Kohl frei werde und ihm zu Kopf steige. Na, also der Herr Martin ist seinen „Umstand“ noch nicht los geworden, und der Hinkende fürchtet schon, daß sein Freund besagtes Übel überhaupt nie los werden wird, denn sonst wäre ihm das folgende Stücklein nicht passiert.

Der Herr Martin hatte in Freiburg zu thun gehabt und, was auch andern Leuten schon vorgekommen ist, den Zug nach der Residenz verpaßt. Und während er im „Römischen Kaiser“ so den Fahrplan studiert, kommt ihm auf einmal eine famosere Idee (er hat nachher steif und fest

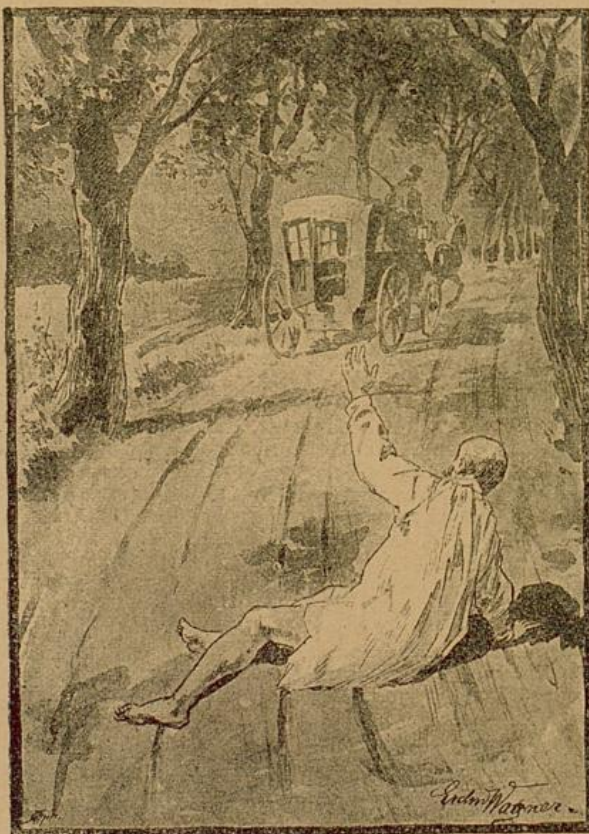
behauptet, die Idee sei nicht seinem Kopf, sondern seinem Magen entsprungen, weil er wieder einmal, trotz seiner guten Vorsätze — Kohlkraut gegessen hatte und Frankfurter Würstle dazu, natürlich auch ein paar Bierteile getrunken, zur bessern Verdaunung, wie er sagt). „Halt,“ dachte Herr Martin, „morgen ist ohnedies Sonntag, da machst du eine Fahrt ins Höllethal, es langt gerade noch, wenn man ein bißchen auschreitet, und bis zur Post ist es nicht so weit. Damals ging nämlich die Post noch, wo jetzt das schraubende Dampfros durch das romantische Thal fährt. Herr Martin kam auch noch gerade recht.

„Morgen speisen wir fein,“ jagte er schmunzelnd und rieb sich die Magengegend, „Forellen, im Titiseehotel, — aber halt, vog Blis! soll ich jetzt bis Neustadt fahren oder beim Herrn Eigler in Titisee übernachten? Daß mir das jetzt erst einfällt! Na, ich kann mir's ja unterwegs überlegen.“

Also machte es sich Herr Martin in dem großen Omnibus bequem und er konnte es, denn er war der einzige Passagier, und so streckte er sich der Länge nach auf dem gepolsterten Wagenfis. Wie behaglich! Ganz wie daheim, von den Stößen des Postwagens merkte er einstweilen noch nichts, aber seiner angekohlten Phantastie wurden sie um so verhängnisvoller. Ganz wie daheim! So pflegte er sich ja allabendlich auf seinem alten Sofa von des Tages Last und Mühen auszu-ruhen, und da blieb er auch regelmäßig liegen, bis es

ihm unbequem wurde und er es vorzog, sein Bett aufzusuchen. Bis er sich aber dazu entschließen konnte, dauerte es in der Regel sehr lang, und er war es gewöhnt, daß keine Lampe mehr brannte, wenn er aufwachte, denn seine Frau (sie geht schon um neun Uhr zu Bett) hat die sehr vernünftige Ansicht, daß man zum

Schlafen kein Licht brauche; außerdem fürchtet sie, ihr Mann könne daselbe einmal in der Schlaftrunkenheit umwerfen. So war denn Herr Martin schon seit bald zwanzig Jahren jede Nacht im Dunkeln zu Bette gegangen. Wenn er sich dann von dem Sofa erhob, so hatte er gewöhnlich das dümmste Zeug geträumt, wie einem das ja häufig passiert, wenn man schlecht gebettet ist. Aber so toll und so lebhaft wie heute doch noch nie! Ha, ha, ha! War es ihm doch gewesen, als sei er statt nach Hause bei Nacht und Nebel ins Höllethal gefahren und zwar zum Vergnügen!



Im nächsten Augenblick sah Herr Martin auf der Landstraße und zwar im Hemb.

„Schäme dich, Martin!

Dein Kopf wird nachgerade recht schwach von dem vielen — na, ich will dir am späten Abend nicht noch eine Strafpredigt halten. Jetzt machst du ins Bett kommst! Das muß ja ein fürchterliches Wetter sein," fuhr Herr Martin in seinem Selbstgespräche fort, „die Fensterscheiben zittern ja, daß man glauben könnte, der jüngste Tag sei im Anzug. Wahrhaftig, ich glaube, ich habe eben einen Erdstoß verspürt.“

Unter diesen Betrachtungen und Beobachtungen hatte Herr Martin angefangen, sich auszuleiden (er that dies stets auf dem Wohnzimmersofa, um seine Frau nicht zu wecken) und — „na, wo ist denn die Schlafzimmertüre — endlich, gottlob, daß ich zu Bette komme, mir kommt heute überhaupt alles so sanderbar vor.“

Und das war kein Wunder, denn die vermeintliche Schlafzimmertüre war die Thür des Postwagens und im nächsten Augenblick sah Herr Martin auf der Landstraße und zwar im Hemd. „O Kreuzmillionendommwetter, da soll aber doch gleich — zu Hilfe! Postillon, halten!“ Herr Martin war wieder ganz zu sich gekommen und sprang dem Postwagen nach. „Postillon, halten!“ Der hörte aber nichts, denn er schlief und die Pferde gingen in langsamem Schritte dahin, so daß Herr Martin den Wagen in wenig Augenblicken wieder eingeholt hatte. Der Postillon hatte noch nichts gemerkt. „Er braucht es auch nicht zu merken," dachte Herr Martin und im nächsten Moment hatte er das Trittbrett erreicht. Er fröstelte. Kalt wehte der Thalwind ihn an, schnell fuhr er in die Kleider.

Wer das Hölleenthal kennt, kennt auch den „Sternen“. Dort stieg Herr Martin ab, ließ sich ein Zimmer geben und begab sich schleunigst zu Bett und blieb darin liegen, bis am andern Tag die Glocke zur Wirtstafel rief. Seine Befürchtung, sich durch sein Abenteuer eine schwere Erkältung zugezogen zu haben, war glücklicherweise grundlos und die blaugefotenen Forellen, von denen er behauptet, daß er nie delikatiere gegessen habe, trösteten ihn vollends über sein Mißgeschick. Das Schlafen auf dem Kanapee vor dem Zubettegehen hat er sich von dem Tage an abgewöhnt. Er hat auch sonst noch einen guten Vorsatz gefaßt, den der geneigte Leser wohl erraten wird. Der Hinkende ist nur begierig, ob er ihn jetzt auch einmal ausführt.

Derbe Kritik.

Ein Fürst hatte sich auf der Jagd verirrt und wurde von einem Bauer, der ihn für einen gemeinen Reiter hielt, wieder auf den rechten Weg geführt. Der Fürst fragte den Bauer, was er denn von seinem Landesfürsten hielte. „Unser Fürst," versetzte der Bauer, „wäre schon recht, aber seine Frau, die Here, ist nicht wert, daß sie der Teufel holt.“ Der Fürst lachte, und als er nach Hause kam, erzählte er es der Fürstin. Diese wollte durchaus Genußnahme haben. Der Bauer wurde also nach Hofe geholt und in Gegenwart der Fürstin gefragt, ob er noch wisse, was er unlängst von der Fürstin zu einem Reiter gesagt hätte. Der Bauer versetzte: „Was wußte ich, daß der Salunk, dem ich es gesagt, mich verraten würde!“ Die Fürstin fing herzlich an zu lachen und sagte: „Ich für meinen Teil bin zufrieden, der Bauer soll Gnade haben, der Fürst kann seinen „Halunken“ einstecken.“

Greiser Zeitstaterender für 1891.

Das Stiftungsfest in Rummelsburg und seine wohlthätigen Folgen.



Herr Gottlieb Muffel hatte seine 30 Jährchen sich abgeschunden in seinen Geschäfte, hatte Backsteinkäse ausgewogen und neue Heringe vom vorigen Jahre in alte Zeitungen gewickelt, hatte dem gestoßenen Pfeffer durch trockene Brodkrümmelchen und dem Zimmet durch gemahlene Mandelschalen und zerriebene Cigarrentischen die schädliche Schärfe benommen — kurzum er hatte nach dem bewährten Grundfatz gehandelt: „Schmutzige Arbeit — blankes Geld“, — er hatte sich zur Ruhe gesetzt und war „Privat“ geworden. Seine Ehe war leider kinderlos geblieben, das Geschlecht der Muffel starb mit ihm aus und sein Schild mußte ihm einstens in die Gruft mitgegeben werden, deshalb widmete er sich auch mit voller Uneigennützigkeit dem Wohle seiner Mitmenschen.

Er hatte es weit gebracht — er war Gemeinderat, Bezirksrat, und da er auch im Verwaltungsrat der Feuerwehre war, konnte er sich im vollsten Sinne des Wortes einen Mann bei der Spritze nennen. Er war mehreremale Kandidat für das Abgeordnetenhaus gewesen, und sein Vetter, der Herr Ministerialrat, hatte schon leise Andeutungen gemacht, es könnte wohl einmal so ein buntgefiederter Pievovogel in seinem zweitobersten Knopfloch hängen bleiben.

Herr Gottlieb Muffel, die Fierde seines Geburtsstädtchens, war dort „Peterle auf allen Suppen“. Mit seiner Mine lebte er leidlich gut; die beiden Leutchen pasten gar nicht schlecht zusammen.

Auch „es“ wollte hoch hinaus, nur — durste es nicht viel kosten. Ihr Grundfatz war:

Vornehm thun und aufwärts streben,
Thaler zeigen — aber keine geben. —

Da war nun freilich Ehren-Gottlieb anders geartet. Er ließ es gerne laufen, besonders wenn es seine Stellung verlangte, und diese verlangte es öfter, als es Frau Mine lieb war. Der gute Muffel litt nämlich an einer bösen, kostspieligen Zeitkrankheit — der Vereinsmichelei. Er war Mitglied von Sängern, Turn-

Krieger-, Verschönerungs-, gemeinnütigen, Geflügelzucht-, Touristen-, Kunst-, ja sogar von Athleten- und Velocipedistenvereinen, und da er fast überall Vorstandsmitglied war, mußte er in einer Weise „blechen“, daß er deshalb mit Dame Mine mehr wie einmal in schweren Kampf geriet, da dieselbe für all diese edeln Bestrebungen keinen Sinn hatte und alles für eitel Schwindel und Gelegenheitsmacherei von Saufmetzen erklärte.

Gottlieb hatte aber seinen Kopf, vorstandelte ruhig weiter, blechte geduldig, machte alles mit und war allmählich der „Jubelgötze“ des ganzen Bezirks geworden. Seine Stellung verlangte es einmal.

Da geschah es, daß die „Eintracht“ in Rummelsburg ihr 50jähriges Stiftungsfest feierte. Fünfzig Jahre sind eine lange Zeit. Als die „Eintracht“ zum erstenmale ihren Sang ertönen ließ, da gab es in Deutschland noch keine Eisenbahnen und Telegraphen, kein Gas und keine Nähmaschinen; wer einen schwarz-rot-goldenen Uhrenbündel trug, wurde rücksichtslos eingesperrt, und vom deutschen Vaterland zu sungen und zu sagen, war höchst gefährlich. Die „Eintracht“ hatte in dieser langen Zeit viele, viele falsche Noten gesungen und viele, viele Male ihre Statuten geändert, — aber sie bestand immer noch in festem Gefüge und hatte viele Einrichtungen überdauert, welche sich vermessen hatten, bis ans Ende aller Dinge bestehen zu wollen. Nun feierte die „Eintracht“ den 50sten Jahrestag ihrer Gründung und der sollte großartig gefeiert werden.

In alle Welt hinaus waren Einladungen ergangen, so auch in das Landstädtchen, in welchem Herr Gottlieb residierte. Es wurde beschlossen, daß sämtliche Vereine durch Abordnungen vertreten sein sollten, und da Müffel bei allen Vereinen Mitglied, bei einigen Vorstand war, konnte er nicht zurückbleiben. Es war aber noch ein anderer Beweggrund, der ihn zur Beteiligung veranlaßte.

Der regierende Graf von Rummelsburg-Rommelshausen war der Protektor der Rummelsburger „Eintracht“.

„Regierender“ Graf war zwar nur ein schmückender Titel; der hohe Herr hatte nichts mehr zu regieren — der Reichsdeputationshauptschluß von 1802 hatte seine Regierungstätigkeit schon längst auch zum Schluß gebracht, wie so vieles andere —, allein er war dennoch ein mächtiger Herr. Sein gewaltiger Besitz, und vor allem seine hohe Sippe — auch der wirkliche Landesherz war mit ihm verschwägert —, verschafften ihm großen Einfluß. Müffels Geburtsort gehörte nun zu dem früheren Reiche derer von Rummelsburg-Rommelshausen, der Herr Vetter Ministerialrat hatte besonders darauf aufmerksam gemacht, daß nächstens bei Rummelsburg große Jagd stattfinden würde, bei welcher der Landesherz seine Teilnahme zugesagt, daß ein hohes Jubiläum bevorstehe, und auf die Möglichkeit hingedeutet, daß von dem zu erwartenden Ordensregen auch ein Tröpflein auf das lechzende Knopfsloch des Herrn Bezirksrat Müffel fallen dürfte, wenn hohe Empfehlung u. c. —

Ja, er mußte nach Rummelsburg, seiner Stellung wegen, das sah nun selbst Frau Mine ein.

Der Zug zu dem Feste war ein gewaltiger, und unser biederer Bezirksrat bereitete sich auf große Ereignisse vor, — er war es seiner Stellung schuldig. — Zunächst wurde eine vollständige Musterung der Garderobe vorgenommen und er stellte sich in voller Gala seiner Mine vor. „Es“ fand bei flüchtiger Beschaung alles untadelhaft, und er fand sich selbst „höchstgelungen“, konnte aber einen schmerzlichen Senfzer-

nicht unterdrücken, als er das leere Knopfsloch betrachtete, — das Halbduzend Vereinszeichen, so lunt sie auch waren, gewährten nur einen schwachen Ersatz. Nun — was noch nicht war, konnte bald werden.

Plötzlich entdeckte das scharfe Auge der Frau Mine einen bedenklichen Mangel.

„Jesses — Mann — Gottlieb! So kannst du nicht gehen, mit den krummgetretenen, verlogten Stiefeln. Ich hab’ immer gehört, die Lumpen erkenne man am ehesten oben und unten, am Hut und an den Stiefeln. Jesses, nein, Alter, du mußt neue Stiefel haben!“

Wenn die Mine das sagte, so war kein Zweifel möglich — neue Stiefel mußten her. Aber woher diese so schnell beschaffen? Kein heimischer Meister brachte in einem Tage ein solches Kunstwerk fertig. Aber für was war denn der Fußbekleidungsjalon des Heymann Levi da?

Die Köchin mußte alsbald hinüberspringen, ein Dutzend moderne Bottinen zur Auswahl holen, und ein Paar, mit lackierten ledernen Klappen, wurde ausgewählt.

„Sie drücken aber,“ meinte etwas kleinlaut Gottlieb. „Ach was, drücken,“ sagte Mine, „du mußt dir auch einmal etwas gefallen lassen, deine alten Zahlband-sinken kannst du nicht anziehen. Die Bottinen dehnen sich, und wenn es auch ein wenig drückt, du bist es deiner Stellung schuldig.“

Das zog. Die Lackstiefel wurden angeschafft und sogleich auf die Reise angezogen, Frack, weiße Weste und dito Glacés sowie ein fein gestärktes und gebügeltcs Hemd mit Batistbrust säuberlich verpackt, und der Rat war reisefertig. Schon morgens um 1/2 6 Uhr ging der Zug ab, und Müffel, begleitet von ein paar Duzend Vereinsbrüdern zog mit wehenden Fahnen nach dem Bahnhof. Als der Zug herankam, zeigte es sich, daß derselbe schon sehr besetzt war. Der Herr Rat hätte zwar in einer höhern Klasse fahren können, seine Mittel hätten ihm dies erlaubt und seine Stellung hätte es eigentlich erfordert, aber er durfte seine Popularität nicht aufs Spiel setzen und mußte mit den andern Brüdern in Gottes Namen in die dritte Klasse.

Es fand sich noch glücklich, daß in der Abteilung, in welche er kam, noch ein Eckplatz unbesetzt war, dessen Genuß man ihm, als dem Dicksten, zur Vergrößerung seines Sitzrammes willig überließ.

So war er auf ein paar Stunden untergebracht, sein Reisegepäck war versorgt und er hätte sich der Bequemlichkeit ruhig hingeben können, wenn — ja wenn die verfluchten Bottinen seine Hüneraugen nicht so abscheulich gedrückt hätten. Er verbiß zwar im Anfang den Schmerz, rutschte hin und her, legte bald den einen, bald den andern Fuß übers Knie, aber es half schließlich alles nicht, es war absolut nicht mehr zum Aushalten. Da kam ihm ein prächtiger Gedanke. Als gerade seine Reisegefährten in einem lebhaften Gespräche begriffen waren, benutzte er die Gelegenheit und zog unbemerkt die lackierten Folterfutterale von den Füßen. Ach — das that wohl! „Nur schlau,“ meinte er schmunzelnd. „In Rummelsburg ziehe ich sie wieder an, die Stunden bis dahin bin ich nun wenigstens ungestört, und dort, wenn ich eine Zeilang drin gelaufen bin, sind sie ausgetreten.“

Ach, leider hatte der Gute die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es kamen immer mehr Fahrgäste, und auf der nächsten Station wurde noch ein Bäuerlein bereingeshoben, das einen ziemlichen Reisetack mit sich brachte. „Mit Verlaub, mine Herr, es thut mir leid,

daß i Ihre Ummeß mach' — aber mein Reisesack stell' i zwische mei' Fuß' und uf der nächste Station steig' i aus, do sinn Er mich los!"

Damit ließ er sich in den leeren Sitzplatz plumpfen, schob den Reisesack zwischen seine Beine und presste den unglücklichen Muffel zusammen wie einen dünnen Landjäger. „Ach Gott,“ seufzte dieser im stillen, „es ist mir gut, daß der Kerl auf der nächsten Station wieder aussteigt.“

Richtig, auf der nächsten Station stieg der Störenfried aus, schleifte seinen Reisesack herunter, mit demselben, ohne es zu bemerken, den einen Muffelstiefel zum Wagen heraus, und wünschte den Herren glückliche Reise.

Jetzt konnte unser Gottlieb sich behaglich ausdehnen. Das frühe Aufstehen und die ausgestandenen Schmerzen hatten ihn schläfrig gemacht, er lehnte in die Ecke und duselte gemächlich ein. Er erwachte erst, als ihn sein Nachbar schüttelte und ihm mitteilte, der Zug sei gleich in Kummelsburg. Jetzt war es Zeit, die Lackstiefel wieder anzuziehen. Er langte unter die Bank — richtig, da war der eine und wurde alsbald mit einiger Mühe an den Fuß gezogen. Er griff nach dem andern — ja, um Gottes willen, wo war denn der? Dem guten Gottlieb kam der Angstschweiß auf die Stirne, er legte sich fast auf den Boden und griff, so weit er konnte, unter den Sitzen herum.

„Herr Rat, haben Sie etwas verloren?“ fragte einer von der Gesellschaft.

„Ich — ich habe meinen Stiefel verloren,“ lautete die verschämte Antwort.

Da fing alles dienstfertig an zu suchen, aber hie und da hörte Muffel ein unterdrücktes Gelächter, das ihn schwer kränkte.

Es pfliff, man fuhr in den Kummelsburger Bahnhof; — der Unglücksstiefel hatte sich noch nicht gefunden.

Am Bahnhofe war ein Empfangskomitee mit einer Militärmusik aufgestellt. Zimmera — Bummara — Begrüßungsrede — Umarmungen. — Muffel suchte noch immer. Da kam der Schaffner.

„Fahren Sie weiter mit?“

„Ach nein, um Gottes willen, ich bleibe hier, — ich suche mir meinen Stiefel.“

„Was Stiefel,“ schrie der grobe Schaffner, „machen Sie, daß Sie rauskommen! Da, nehmen Sie Ihr Köfferchen.“

Hiem! schob er den Unglücklichen mit sanfter Gewalt heraus.

„Fervvrrrig!“

Ein Pfiff, die Lokomotive zog an, und da stand der Herr Bezirksrat Muffel auf dem Perron, an einem Fuße einen eleganten Lackstiefel, am andern einen weißangestrichen, alten blauen Strumpf.

Der Festzug mit dem Empfangskomitee an der Spitze setzte sich in Bewegung. Muffel stand noch immer da — er hörte den Mädelmarch in der Ferne verklingen. Der Arme stand da wie angewachsen. Da sah er den Mann mit der roten Mütze. Er stürzte hinfend auf denselben los und klagte ihm sein Leid.

Der Rotkäppler sah den blastrumpfigen Jammermann zuerst mit großen, verwunderten Augen an, brach, als er die traurige Märe vernommen, in ein recht undienstliches Gelächter aus, lud aber, nachdem er sich gefaßt, den Verzweifelden höflich in das Telegraphenbureau ein, wo alsbald ein Telegramm an die Unglücksstation abgefendet wurde.

Von dort kam in kurzer Zeit die Antwort: „Stiefel gefunden, kommt mit Schnellzug.“

Telegramm und Antwort mußte natürlich der Rat bezahlen. Dafür erhielt er die tröstliche Mitteilung, der Schnellzug komme in etwa einer Stunde an, so lange möge er in der Restauration geduldig warten.

Das that Ehren-Gottlieb denn auch, indem er sich mit einem Beefsteak und einer Flasche Affenthaler die Zeit vertrieb. Richtig, nach etwa einer Stunde fuhr der Schnellzug rasselnd und rumpelnd in den Bahnhof und gleich darauf überbrachte ein Bahnbediensteter dem sehnsüchtig Wartenden den in Packpapier eingewickelten Malefizstiefel.

Der dankbare Muffel lohnte den Überbringer mit einem blanken Thaler und enthüllte dann, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, das Paket.

Herrgott von Mannheim — was war denn das? — Statt des glänzenden Lackstiefels kamen ein paar Fetzen zum Vorschein. Die Räder des Zuges waren darüber gegangen. Das Vorderteil war vom Hinterteil fast getrennt — es war ein schauerlicher Anblick. Jetzt was thun?

Der Bahnhofrestaureur, der von dem Eisenbahnpersonal das schreckliche Ereignis vernommen und den Betroffenen beobachtet hatte, kam teilnahmsvoll herbei.

„Ich will Ihnen Pantoffeln leihen, und während der Zeit können Sie einen Gepäckträger in die Stadt schicken und sich ein paar Stiefel besorgen lassen.“

So lautete sein Rat.

Muffel selbst hielt dies für das vernünftigste. Der Packträger wurde mit dem als Muster dienenden ganzen Stiefel abgeschickt und erhielt noch die Weisung, die Stiefel auf alle Fälle größer zu nehmen, als der Mutterstiefel war. Gewiß wollte Gottlieb wenigstens nicht mehr werden.

Der Packträger kam bald zurück und brachte ein Paar echte Marktstierstiefel, in die man zwei Bezirksratsfüße hätte unterbringen können. Was war aber zu machen? Gottlieb zog seufzend die Siebenmeilenstiefel an, zahlte die geforderten 18 Mark, gab dem Packträger den Lohn und ließ eine Droschke bestellen.

Da es schon Abend geworden, fuhr er direkt nach dem Erbprinzen, wo Quartier für ihn bestellt war. Wie wurde ihm aber, als der goldbordierte Portier sowohl als der mit einem Fischgrätenscheitel und Kotelettart geschmückte Oberkellner ihm rundweg erklärten, da er nicht mit dem Zuge, wo er erwartet worden, gekommen, sei sein Zimmer vergeben und im ganzen Hause kein Plätzchen mehr frei. Es wäre wohl am besten, sich gleich an die Quartierkommission zu wenden, die sich auf dem Rathause permanent erklärt habe.

Wütend schrie der vom Schicksal so schmäblich behandelte Muffel dem Kutscher zu, er solle ihn in drei +++ Namen zum Rathaus fahren.

Dort, im Bureau der Quartierkommission, saß noch ein Herr, welcher unsern Jubelgötze zientlich mürrisch empfing und auf dessen Bitte um Quartier gähmend nach einer großen Liste griff.

„Thut mir leid, Herr, Sie kommen sehr spät; alle bessern Quartiere vergeben; Sie müssen sich bescheiden.“ Damit riß er einen Zettel aus der Liste: „Vorstadt-schule — Turnsaal, — bitte um den Namen.“

Stolz wie ein Spanier sagte Gottlieb: „Bezirksrat Muffel von . . .“

„Thut mir leid, bleibt aber nur noch Massenquartier. Sie erfahren dort alles Wünschenswerte; alle Nachrichten für Sie selbst gehen dorthin. Guten Abend.“

„Aber mein Herr, ich . . .“

„Guten Abend, au — ten A — bend!“

Damit stand Muffel wieder vor der Thür und rief

dem schwinzelnden Droschkenkutscher zu: „Vorstadt-
schule!“

Als die Droschke an der Vorstadtschule hielt, war es schon Nacht geworden. Die Fahrtaxe war ziemlich erheblich und der Kutscher verlangte pagig ein Trinkgeld. Seufzend bezahlte Gottlieb und verfügte sich in den schon beleuchteten Turnsaal. Einige 50 Strohmatten lagen auf dem Boden mit keilförmigen harten Kopfpolstern und mit alten Wollteppichen zugedeckt. Der eigentümliche Parfüm, den diese primitiven Betten ausströmten, verriet deutlich ihre Herkunft aus der Kaserne. Von Nachtlischen, Trinkgefäßen und andern Bequemlichkeiten keine Spur. Bei jedem Neste ein sogenanntes Hospitalhöckerle — das war alles.

Mit trübem Blicken schaute Gottlieb diese Schlafanstalt an. Das ärgste war ihm, daß er mit einer Masse Menschen zusammengepfercht werden sollte; er war gewohnt, Haare und Zähne während der Nachtruhe vorichtig beißeite zu legen.

Es war eine gewisse Beruhigung für ihn, daß von seinen eigenen Landsteuten, die ihn so schnöde im Stich gelassen, keiner in diesen Festschafspferch verschlagen war. Er war hundemüde, der Appetit war ihm vergangen und so legte er sich bald auf den Sack, aber von Einschlafen war keine Rede. Gröhlend und plärrend kamen die Schlafgenossen allmählich an, es war fast Morgen, als die letzten einrückten. Dazu das schreckliche Schnarchen, die Angst, die Zähne zu verschlucken, das Klemmen der Perücke, vor allem aber die blutdürstigen braunen Kasernebewohner, die nur auf ihn, als Dyerlamm, gewartet zu haben schienen, — es war eine Hölle Nacht. Er konnte kein Auge zuthun, und der Morgen dämmerte bereits, als er in einen fieberhaften Halbschlummer versiel.

Pfötzlich brüllte eine fürchterliche Stimme: „Herr Bezirksrat Muffel!“

Fluchend fuhren die Schläfer empor und Muffel rief ein schüchternes „Hier!“

„Ein Schreiben vom Festkomitee,“ war die Antwort des dienstthuenden Füsiliers.

So war es. Noch am Abende hatte man auf dem Quartierante nachgeforscht, wo denn eigentlich der vermiste Muffel stecke, und hatte erfahren, daß er in der allgemeinen Schwemme der Vorstadtschule kamviere.

Das Schreiben, von dem Festpräsidenten unterzeichnet, enthielt die Nachricht, daß durch die plötzliche Erkrankung des Herrn Fabrikanten Mäusler eine Änderung in der Verteilung der Reden und Trinksprüche notwendig geworden sei. Das Komitee habe beschlossen, daß der Präsident die eigentliche Festrede halten, der Vicepräsident den Trinkspruch auf den Landesfürsten, — Herr Bezirksrat Muffel aber, der als gewandter Redner bekannt sei, einen Trinkspruch auf den Protektor des Vereins, den Herrn Grafen Witubald von Rummelsburg, ausbringen sollte. — Das war sehr ehrenvoll. Ja, es war sehr, sehr ehrenvoll, aber sehr schwierig.

Eine Rede zu halten, das war die stärkste Seite Gottliebs nicht. Ja, wenn noch der Ratschreiber dagesewesen wäre, der bei solchen Gelegenheiten als Verfasser sowohl wie als Souffleur einzuspringen pflegte. Das war eine verfluchte Geschichte. Da half jedoch kein Schwanzwedeln, es mußte getanzt werden, — er war es seiner Stellung schuldig. Das Bankett war durch die verdamnte Stiefelgeschichte schon versäumt, — das Diner war nun die beste Gelegenheit, dem Grafen vorgestellt zu werden, — es mußte sein.

Herr Muffel ließ dem Komitee durch den Boten mündlich berichten, er würde punkt 10 Uhr seine Auf-

wartung machen. Der dienstthuende Kammerdiener d. h. Füsilier erhielt die Weisung, die Kindstledernen blank zu wischen, am gemeinschaftlichen Waschtroge wurde eine bestmögliche Reinigung vorgenommen, der Frack und das Bratenhemd aus den Kösserchen hervorgeholt und dann so gut, als unter den erschwerenden Umständen thunlich, Toilette gemacht.

Punkt 10 Uhr fuhr Herr Muffel, geschmückt mit den farbigen Vereinsbändern, beim Komitee vor.

Nachdem sein gestriger Unfall und sein Fehlen beim Bankett höflichst bedauert, wurde alles beredet und festgesetzt. Als dies in Ordnung gebracht war, begab sich der Rubelgötte in eine Restauration, um bei einer Flasche Wein seinen Geist aufzufrischen, und dann zu einem Friseur, wo er sich färblich rasieren und die veringlimpftete Aegel wieder in Ordnung bringen ließ. Während dieser Beschäftigungen schlug er seine Rede zu Faden und verzeichnete sie sorgfältig in sein Notizbuch, um sie sodann, während einer Droschkenfahrt um die Stadt, eifrig zu studieren.

So kam die Zeit der Mittagstafel heran, die um 1 Uhr im Saale der Festhalle stattfand.

Hui, war das prächtig! Der Herr Graf hatte die wertvollen Tafelaufsätze und das Silber sowie aus seinem Treibhause den Blumen schmuck hergeliehen, und die rauschenden Weisen der Regimentsmusik belebten die Feststimmung. Oben präsiidierte Graf Witubald von Rummelsburg-Rommelshausen, geschmückt mit funkelnden Sternen und Kreuzen, in einer Würde und Pracht, die alle Tafelaufsätze überglänzte. Muffel war ihm porgestellt und gnädigst empfangen worden.

Das Fest verlief programmäßig. Jetzt kam der wichtige Moment, der für Gottliebs Zukunft entscheidend war. Schon seit drei oder vier Gängen war er schweigam geworden, hatte seinen Nachbarn keine Antwort mehr gegeben, ja, hie und da verstohlen einen Blick in sein Notizbuch geworfen, und unter seiner frischgelockten Perücke rannnen die Schweißtropfen hervor.

Endlich — es mußte sein — seine Stellung verlangte es — klingelte er ans Champagnerglas. Er fühlte, ohne es zu sehen, wie sich aller Augen durchbohrend auf ihn richteten. Der Graf, welcher nicht weit von ihm saß, erschien ihm wie ein silberbeschuppter Niesenfisch — es schnürte ihm die Kehle zusammen, aber — es mußte sein — Mut, Gottlieb, Mut!

Er begann: „Hohe Herren, liebe Freunde und Festgenossen! Als durch Erlass hochpreislichen Regierungsdirektoriums vom 23. Juli 1838 Nr. 8471 die Gründung der „Eintracht“ bewilligt und die Statuten anerkannt wurden — da — da — nämlich — als durch den Erlass hochpreislichen Regierungsdirektoriums vom 23. Juli 1838 Nr. 8471 — da — da — hm ja — da — als durch Erlass — Ach Gott, ich hab's so gut gekonnt — da — ja ach Gott — — Se. Erlaucht der hochgeborene Herr Graf Kunibert von Rummelsburg-Rommelshausen lebe hochhoch — hochhoch und abermals hochhoch!“

Was war das? Mit dem Hochrufen ertönte ein laut-schallendes Gelächter, welches in den Pausen zwischen den Tuscheln der Musik deutlich hörbar wurde.

Was war das? Der Herr Graf stand auf, warf die Serviette weg und verließ mit hochgerötetem Antlitz die Tafel; kaum konnten die Komiteemitglieder ihn folgen. Ja — was war das?

Als der Herr Graf die Festhalle verlassen, trat eine drückende Stille ein, der sodann eine sehr erregte Unterhaltung folgte. Muffel, der ahnungslose Muffel schaute zuerst ganz erstarrt in die Luft, dann ermannete er sich

und fragte, was denn eigentlich geschehen sei. Da erfuhr er dann zu seinem Schrecken, daß er, er allein die Ursache der ganzen Verwirrung sei. Er — der Unglücks-mensch, hatte statt des Grafen Witubald — den Grafen Kumbert leben lassen. Nun war der Graf Kumbert allerdings der einzige Sohn und Erbe des regierenden Grafen Witubald, allein zwischen Vater und Sohn herrschte Todfeindschaft.

Kumbert war Offizier gewesen, hatte in der Hauptstadt, wo er viel viel Geld verlor, schließlich seinen Abschied genommen und — eine Tänzerin geheiratet.

Der Vater Witubald war wütend, und da er dem Entarteten nichts gab als seinen Fluch, fing dieser gegen den eigenen Vater einen Rechtsstreit an und hatte richtig das mütterliche Erbe herausprozessiert. Daher der unnatürliche Haß des Vaters gegen den Sohn, und nun hatte Muffel, der Bockvogel, den Sohn leben lassen, den Sohn, dessen Namen auszusprechen bei höchster Ungnade verboten war. Das war schrecklich.

Muffel saß wie auf Koblen. Endlich war das Mahl zu Ende und der Präsident winkte ihm auf die Seite: „Herr Rat,“ sprach er sehr ernst, „Sie haben uns in eine schmäbliche Verlegenheit versetzt, die uns so ärger ist, als wir für den heutigen Tag auf eine größere Schenkung des Herrn Grafen hoffen durften, welche bei der traurigen Finanzlage des Vereins höchst wünschenswert wäre. Ich muß dringend bitten, daß Sie bei Sr. Erlaucht sich demüthigt entschuldigen, und ich muß darauf bestehen, daß dies bald geschieht. Wir bringen heute abend dem Herrn Grafen einen Fackelzug; Sie werden sich der Deputation anschließen, welche der Herr Graf zu empfangen geruhen, und da haben Sie die beste Gelegenheit, Ihre submissivste Geküße anzubringen. Ich rechne darauf; — habe die Ehre!“

Das war eine harte Nuß für Ehren-Gottlieb, aber sie mußte geknackt werden.

Als die Nacht herabjant, sammelten sich die Fackelträger auf dem Marktplatz von Nimmelsburg, an ihrer Spitze Muffel und die Deputation in Frack und weißer Halsbinde. Während des Zuges hatte Muffel wiederum ein schauerhaftes Unglück. Einer der bediadulsten Einträchtler schwang seine Fackel so wild, daß Muffels neuer Cylinder über und über mit Pech bespritzt wurde, — das Pech heftete sich an seine Fersen — das war ein böses Vorzeichen. Endlich nach langen ermüdenden Märschen über das holprige Pflaster Nimmelsburgs hielt der Zug vor dem Palais des Grafen. Die aktiven Mitglieder der „Eintracht“ trugen den

herrlichen Mendelssohn'schen Chor „Wer hat dich, du schöner Wald“ musterhaft vor. Der Dichter des Vereins hatte einen prächtigen Text dazu gedichtet:

„Wer hat dich, du „Eintracht“ hold,
Fest erhalten auf den Füßen?
Den edlen Grafen laßt uns grüßen,
Denn er spendet reichlich Gold!
Darum lebe Witubald,
Dem wir heut das Ständchen bringen,
Und wir ziehen fort und singen,
Daß es durch die Gassen schallt.“

Als der Chor vollendet, begab sich die Deputation in das Palais, dessen Fenster alle hell erleuchtet waren. Der Graf empfing sie im Saale. Der Präsident hielt eine wohlgeheißte Dankrede und der Graf, der erfahren, daß der Trinkspruch auf seinen teuern Sohn nur ein Versehen gewesen, sprach gnädig mit den einzelnen Mitgliedern. Als er zu unserem Muffel kam, lächelte Se. Erlaucht etwas maliciös: „Ah, Rat Muffel —“ schnarrte er, „tüchtiger Redner, — meinen Sohn leben lassen, — recht aufmerksam, recht nett, — hm — hm —!“

Jetzt war der Moment gekommen.

„Erlaucht —“ gauckte Muffel, „Erlaucht halten zu Gnaden — ich dachte — ich meinte nur — Ihr Herr Sohn, ja Ihr Herr Sohn — mag er sein, wie er will, — so — so — ja, was ich sagen wollte, — er übernimmt ja doch bald 's Geschäft, und da meinte ich, Sie sollten fünf gerade sein lassen und wieder gut mit ihm sein, er



„Hebe Herren, liebe Freunde und Heilgenossen!“

ist eben einmal doch der Sohn.“

Der Graf lehnte ihm, nachdem er staunend diesen Erguß angehört, den Rücken, und Muffel hörte deutlich, wie er zu dem Vereinspräsidenten etwas sagte, was ungefähr lautete: „Einfältiger Kerl das — einfältiger — der Schnuffel — der —“

Als die Deputation die Treppe hinabging, wurde Muffel wie ein Paria gemieden, kein Mensch sprach mit ihm, denn auf ihm lastete die gräßliche Ungnade, und man wollte sich nicht beslecken.

Muffel war wie gelähmt; die Sinne schwanden ihm fast, er konnte nur noch einen Gedanken fassen: fort — fort von hier, sobald als möglich. An der nächsten Ecke entwischte der Unglückliche in eine dunkle Seitengasse, fand glücklicherweise eine Droschke, hette in der verlassenen Vorstadtschule sein Kösserchen, ließ sich nach dem Bahnhof bringen und kam gerade noch recht, um eine Fahrkarte zum Nachtzuge zu lösen. Es fehlte die zweite Morgenstunde, als er, mehr tot als lebendig, an seiner Hausthüre läutete.

Es dauerte geraume Zeit, bis man ihn hörte. Endlich schlurste die alte Köchin die Treppe herab.

„Jesse, der Herr Nat!“ und gleich darauf ertönte aus den inneren Burggemächern Frau Mines Stimme: „Gottlieb, um Gottes willen, was ist los?“ und ehe Muffel die Treppe hinaufkam, erschien die Holde im leichtesten Nachtkostüm und überhäutete ihn mit Fragen, denen er aber die einzige Antwort entgegensetzte: „Ins Bett will ich — ins Bett, — laß mir meine Ruhe, ich will ins Bett!“

Frau Mine war starr. So war der Gottlieb in ihrer langen Ehe noch nie gewesen. Aber was war zu thun? Er eilte schnurstracks ins Schlafzimmer, dort riß er den Frack herunter, warf ihn samt den bunten Vereinsorden mit einem grimmiigen Fluche in eine Ecke, in die andere die Perücke, zog sich in rasender Eile aus, sprang ins Bett, steckte den Kopf in die Kissen und gab keine Antwort mehr.

Auch in den nächsten Tagen war Herr Gottlieb schweigsam, und erst aus den Erzählungen der heimgekehrten Vereinsgenossen erfuhr Frau Mine den Verlauf der Dinge, aber als kluge Hausfrau piepste sie nicht gegenüber ihrem Manne, indem sie richtig dachte, da hilft kein Trost — solchen Schmerz lindert nur die Zeit. —

Es wäre auch vielleicht so gekommen, wenn nicht ein Zwischenfall die mildernde Wirkung unterbrochen hätte. Es war ungefähr acht Tage nach der Heimkehr, der Zustand Muffels war beruhigender geworden, es schmeckte ihm wenigstens das Essen und Trinken wieder, da kam plötzlich ein Brief von dem Better Ministerialrat. Es kostete Herrn Muffel keine kleine Überwindung, das Schreiben zu öffnen. Er ließ den Brief längere Zeit auf seinem Schreibtische liegen, bis der schwere Entschluß gefaßt war. Wie er las, flimmerte es vor seinen Augen, besonders als er an folgende Stelle kam: „Mein Freund, der Förster, schrieb mir, daß bei dem letzten Trieb auch auf Dich die Rede kam. Der gnädigste Fürst, der, wie Du weißt, gerne scherzt, fragte den Grafen nach Deinen Abenteuern, von denen er schon gehört. Der Graf erzählte, redete sich immer mehr in Born hinein und vollterte zuletzt wie ein Kollerbahn vor der ganzen Jagdgesellschaft heraus: „Das Kamel hat auch Gott in seinem Borne zum Bezirksrat gemacht, den Stoffel, den einfältigen!“ Alles lachte laut auf, auch der Fürst. Du wirst begreifen, daß es jetzt mit Deinen Ordensangelegenheiten aus und vorbei ist. Es thut mir leid, aber — — —“

Bernichtet fiel Gottlieb in seinen Fehrsessel zurück. Dann aber griff er nach einem Bogen Papier und schrieb eifrig.

„Mine,“ rief er endlich, nachdem er die Feder ausgepriesst, „Mine — die Liste von den Vereinen, deren Mitglied ich bin, — recht hast du gehabt, wie immer, — dummes Zeug ist's; das schicke jetzt zum Lithographen, er soll's alsbald vervielfältigen.“

Frau Mine las:

„Infolge vorgerückten Alters und geschwächter Gesundheit bin ich leider genötigt, aus Ihrem geschätzten Vereine auszutreten.“

„Mich damit zc. zc.“

„Bravo, bravo,“ jubelte Frau Mine, „das ist vornehm, nobel, gerade wie ein Minister oder General, wegen geschwächter Gesundheit!“ Gott sei Dank, jetzt hat die Vereinsnischelei ein End' und mit dem Jubelgötze ist's auch aus!“

Das waren die wohlthätigen Folgen des Stiftungsfestes von Rimmelsburg.

Knipperdolling.

Eine Gundegechihte von Hermann Heiberg.

Seit fünf Jahren schon wohnte nun John Ramsdahl, ein nordischer Auswanderer, am Mississippi, bebante selbst das Feld und schlug mit der Art in die urwaldartig gewachsenen Bäume.

Sein Blockhaus war eines der schönsten von allen in der Umgegend; in ziemlich weiten Abständen voneinander wohnten etwa ein Duzend Farmer, die Verkehr miteinander hielten, sich aushalfen, wenn's Not war, und auch an der Woche Ende und besonders in der Regenzeit sich gastlich einluden.

John Ramsdahl, der Sohn eines schwedischen Arztes, war redenartig gebaut, aber er besaß nicht zugleich das Robuste der hochgewachsenen Menschen früherer Jahrhunderte, sondern hatte einen fast mageren, aber garbiegsamen und stählernen Körper. Er machte Wetten, in gestrecktem Arm einen gefüllten Wassereimer minutenlang zu halten, und wilde, zu zähmende Pferde fastete er in die Nüstern, daß sie vor Schmerz zitterten.

Ein Gemisch von Zähorn und Kraft, verbunden mit schnell wieder eintretender Güte, zeichnete ihn aus. Seine blauen, nordischen Augen glänzten in der Regel in einem freundlichen Schimmer, aber wenn ihr etwas stark erregte, wurden sie dunkel, fast schwarz und funkelten wie die einer wilden Katze.

Gegen Kinder, Unbeholfene und Tiere legte er eine rührende Herzengüte an den Tag, er liebte namentlich



Er eilte schnurstracks ins Schlafzimmer, dort riß er den Frack herunter . . .

die letzteren, und er hielt sich auf seiner Farm mehr geflügeltes, bellendes und wieherndes Volk, als ihm im Grunde Vorteil daraus erwuchs.

Alles verdankte er seiner eigenen Kraft, fast alles hatte er allein geschaffen, denn im Anfang gab's keine fremde Dienstleistung. Um die Zeit dieser Erzählung aber war's anders. Knechte und anderes Gesinde wohnten in einem großen, hart an dem zu seinem Besitz gehörenden Walde liegenden Arbeiterhaus, und wenn aus dem Hauptgebäude morgens, mittags und abends die Glocke tönte, setzten sich ein paar Duzend kraftvoller Gesialten an den für Herren und Knechte gedeckten Tisch.

Nur selten empfing der Mann Nachrichten aus der Heimat. Seine Mutter war gestorben, Geschwister besaß er nicht, zwei Cousinen aus einer Seitenlinie der Ramsdahl hatte sein Vater, ein wohlhabender früherer Arzt, zu sich ins Haus genommen.

Die eine von ihnen, Thora Ramsdahl, hatte einmal geschrieben, sie möchte ihren Vetter wohl am Mississippi ansuchen, sie wünsche etwas von der Welt zu sehen und etwas zu erleben, und John Ramsdahl hatte geantwortet, ihm könne nichts willkommener sein. Wenn's ihr Ernst wäre, wolle er das Reisegeld schicken und sie in New-York abholen.

Aber auf dies Schreiben hatte er keine Antwort erhalten. Thora, ein nach seines Vaters Bericht besonders schönes Mädchen, hatte sich nachträglich wohl anders besonnen, oder sich gar inzwischen verheiratet.

Die Zeit verwich auch in John Ramsdahl allmählich den lebendig gewordenen Wunsch, sich mit einer Frau zu verbinden, um dadurch sein einsames, fast nur auf Arbeit gerichtetes Dasein zu verschönern. Er wollte noch eine Anzahl Jahre ausbarren und dann vielleicht seinen Besitz veräußern, um nach Europa zurückzukehren.

Sein täglicher Umgang war Knipperdölling, ein Hund, mit diesem Namen von ihm gekauft zufolge einer Yanne, ohne irgend einen besondern Grund, es sei denn, daß sich mit dieser Bezeichnung die Vorstellung von einem tranen- und häßlichen Durcheinander verband. Dem häßlich war Knipperdölling. Zottiges, unordentlich gewachsenes Haar hing ihm über die Augen herab. Die Schnauze hatte einen mürrisch verdrießlichen Ausdruck, und Bellen, Knurren und Angreifen bei jeder, auch der unpassendsten Gelegenheit, war dem Tier nicht abzugewöhnen. Nur an John Ramsdahl, seinem Herrn, hing er mit wahrhaft rührender Färtlichkeit und einer sich ihm unterordnenden Anhänglichkeit.

Stundenlang konnte er, das Auge auf seinen Herrn gerichtet, daliegen. Jede seiner Bewegungen beobachtete er mit forschenden, funkelnden Blicken, erhob sich, streckte sich wieder aus und sprang, schien Gefahr für jenen vorhanden, wie besessen empor. Dann sträubte sich sein Haar, die Augen glühten, und ein rachsüchtiges, kampfbereites, aber auch mit Angriff begleitetes Wolfsgebell ging aus seinem Munde. Er war der Schrecken der ganzen Gegend, aber was schlimmer, auch der nächsten Umgebung. Mit einem unheimlich richtigen Instinkt ausgestattet, knurrte er die minder gut Gearteten zähnefleischend an.

Knipperdölling war ein sonderbarer Mischling zwischen einem Tübinger Fudel und einem sogenannten Fährtehund, besaß reichlich die Größe des erstern, hatte auch ähnliches Haar und eine solche Gestalt, aber die Schnauze war runder, das Gebiß größer und die Zähne schärfer.

Eines Vormittags hatte John einen seiner erst tagsvorher eingetroffenen Arbeiter in sein Wohngemach befohlen, war aber bei dessen Eintreten auf dem Hofe noch beschäftigt. Als er die Thür öffnete — er hörte schon

draußen des Hundes eigentümlich wütendes Knurren — sah er zu seinem Erstaunen, daß Knipperdölling den Arbeiter gestellt hatte. Bleich und zitternd, wie ein Gekreuzigter an die Wand gepreßt, stand jener da, und vor ihm, die Taten auf die Brust gesetzt, das Tier mit zähnefleischendem Munde.

„Knipperdölling, hier! Allons!“

Nur mit Widerstreben ließ der Hund die Pfoten herabgleiten und zog sich murrend und immer noch seine Augen auf den Arbeiter gerichtet, auf sein Lager zurück.

„Was war's? haben Sie den Hund gereizt?“ fragte Ramsdahl, nicht ohne Mißtrauen.

„Nein, Herr. Da Sie nicht kamen, trat ich ein wenig tiefer ins Zimmer, da stürzte er auf mich los und war über mir.“

Ramsdahl schaute sich um, die Schublade seines Schreibtisches hatte er beim raschen Fortgehen zu schließen vergessen. Nun war der Vorfall erklärt. Wahrscheinlich hatte Knipperdölling einen Diebstahl verhindert, einen sichern Beweis dafür gab's indessen nicht.

Wenige Tage später meldete sich ein anderer Arbeiter, den der Hund ohne sichtbaren Anlaß ebenfalls angefallen hatte. Diesmal betraf es eine Person, der Ramsdahl unbedingt vertraute.

So beschloß er denn — ohnehin lange gedrängt von seiner Nachbarhaft —, Knipperdölling an die Kette zu legen, und ließ rasch ein Hundehaus zimmern, das ihm als Wohnung dienen sollte.

Zum erstenmal geschah solches an einem Sonntag, aber am Frühmorgen des folgenden Tages kam Knipperdölling, demütig sich auf dem Leibe vorwärts schiebend, auf seinen Herrn zu und suchte ihm die Hand zu lecken.

Er hatte sich aus der Kette befreit. Die Kette war zerrissen.

Aber Ramsdahl ließ nicht mit sich spaßen; Knipperdölling erhielt solche Peitschenhiebe, daß seine Jammer- und Klageklänge weit über die Farm klangen, und dann wurde er abermals festgelegt.

Einen Tag ging's gut, dann hatte er sich wieder freigemacht. Es war unbegreiflich, wie er den Kopf aus dem Ring gelöst hatte. Und abermals ward er rücksichtslos geschlagen und von neuem an das Hundehaus gefettet.

In der Nacht wurde John Ramsdahl von einem sonderbaren Geräusch geweckt. Ihm war, als schlügen die Taten eines Tieres gegen die Scheiben seines Schlafzimmersfensters, als glühten ihm, nun er sich emporrückte und durch die Dunkelheit forschte — Knipperdöllings Augen entgegen.

Aber da es nun wieder still war, übermannte ihn die Müdigkeit und er schlief von neuem ein.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er am folgenden Morgen, daß das Hundehaus nicht mehr an dem alten Platze stand. Knipperdölling hatte es vermöge seiner ungewöhnlichen Kraft von der Stelle und zwar bis an den Seitenflügel gerückt. Es stand jetzt Ramsdahls Schlagemach gegenüber.

Nun erfaßte Ramsdahl eine jähzornige Wut, er züchtigte den Hund so unbarbarisch, daß ein alter Arbeiteraufscher sich für das Tier ins Mittel legte.

Der Hund warf einen unbeschreiblichen Blick auf beide, einen dankbaren auf seinen Retter, einen traurig flehenden auf seinen Herrn.

Er lag auch den ganzen Tag fast unbeweglich neben der Hundehütte, verweigerte zu essen und zu trinken und froh zuletzt ins Zimmer, ohne daß Bitten oder Lockungen ihn herausbrachten.

Ramsdahl wollte ihn herauszerren, sein Trost sollte

gebrochen werden, er kam jedoch nicht, wohl aber leckte er wiederholt seines Herrn Hand.

Und wieder ein neuer Tag, da ward Ramsdahl gemeldet, daß Knipperdolling samt der Hundehütte verschwunden sei.

„Unmöglich!“ rief John Ramsdahl. Und doch bestätigte sich die Mitteilung.

Trotz tagelanger Nachforschungen war von Knipperdolling nichts zu entdecken. Weder in der Nachbarschaft noch auf den weiter gelegenen Farmen fand man von ihm eine Spur. Dieses zielbewusste, an Vernunft grenzende Handeln, dieses Auflehnen gegen die Beschränkung seiner Freiheit, ließen Ramsdahl den Verlust seines Hundes noch weit tiefer empfinden, als wenn ihn ein plötzlicher Tod hinweggerafft hätte. Keine Auflehnung gegen ihn, seinen Herrn! Demütig hatte er die Züchtigung entgegengenommen, beim letztenmal noch seinem rauh strafenden Gebieter die Hand geleckt. Ohne Klage, ohne Vorwurf war er gegangen; hinter sich die schwere Bürde, war er sichtlich so weit gelaufen, bis sein Instinkt ihm eingab, hier werde ihn die Hand seines Herrn nicht mehr erreichen. Etwas Feuchtes stahl sich immer wieder in Ramsdahls Auge; seinen besten Freund hatte er verloren, und er selbst hatte ihn fortgetrieben.

Und des Hundes wachsame Treue, sein so feines Ahnungsvermögen ward wenige Wochen später nur zu offenbar.

Die beiden Arbeiter, die er gestellt hatte, die Veranlassung geworden, daß man ihn an die Kette geschmiedet, nahmen, nicht mehr beobachtet von dem lästigen und gefährlichen Wächter, die Gelegenheit wahr, Ramsdahl um eine nicht unerhebliche Summe zu bestehlen, und auch sie waren trotz aller angewandten Nachforschungen nicht aufzufinden. Endlich, nach langen Wochen und Monaten, verwischte sich in Ramsdahl die Trauer, wenn auch nicht die Erinnerung an das treue Geschöpf, an den häßlichen Knipperdolling.

Um diese Zeit wurden Ramsdahls Gedanken auch durch eine andere Angelegenheit fast ausschließlich in Anspruch genommen.

Sein Vater schrieb ihm, daß er sich sehr leidend fühle, er möge kommen, bald kommen, wenn er ihn noch sehen und wenn er — es sei das sein schnellicher Wunsch — seine Cousine als Gattin mit über das Meer nehmen wolle.

Die andere habe sich inzwischen mit einem tüchtigen Manne verlobt, die Hochzeit solle bald stattfinden. Wenn er so sein Haus bestellt hätte, würde er ruhiger sterben, denn er liebe sie beide wie seine Töchter.

Alles dies veranlaßte Ramsdahl, seinen Entschluß schnell zu fassen. Nachdem er sich bei einem seiner Nachbarn und bei seinem alten Kuffeher versichert hatte, daß alles während seiner Abwesenheit in seinem Sinne wahrgenommen werden würde, verließ er seinen Besitz, begab sich nach New-York und schiffte sich nach Europa ein.

Drei Jahre waren nach dem vorstehend Erzählten verfloßen. John Ramsdahl war nicht nur auf seinen Besitz zurückgekehrt, sondern hatte sich auch eine allerliebste Frau aus der Alten Welt geholt. Zwar war's nicht seine Cousine geworden, die schon vor seinem Eintreffen den rechten Mann für ihr Herz gefunden und die auch John Ramsdahls Vater, dessen schwermütige Voraussetzungen zum Glück nicht in Erfüllung gegangen waren, in ihr neu gegründetes Heim aufgenommen hatte, sondern ein anderes Mädchen seines Geburtsortes.

Ein prächtiger kleiner Junge, der den Namen John erhalten, sah Ramsdahl bereits auf dem Schoß, und dem Glück dieser beiden einfach gearteten Menschen fehlte im Grunde nichts. Es waren nur Vorstellungen, daß Zufriedenheit an einen bestimmten Ort geknüpft war, daß Sinnesreize, städtisches Wohlleben und gesellschaftlicher Verkehr das Glück förderten.

Hier in dieser, wenn gleich etwas abgelegenen Welt, unter herrlichen Bäumen und unter einem schönen Himmel sorgenfrei und arbeitsam zu leben mit der rasch zu verwirklichenden Möglichkeit, die Ruhe und die einfachen Verhältnisse gegen das lautere, Abwechslung bietende Treiben einer größern Stadt

zu vertauschen, fühlten sie sich vollkommen ausgefüllt. Nur eines machte John Ramsdahl seit dem letzten Jahre Unruhe und Sorge. Es verging fast kein Monat und in neuerer Zeit keine Woche, daß nicht Menschen in der Gegend plötzlich verschwanden. Unter andern war einer seiner Bekannten — ein wohlhabender Nordländer, der sich aufgemacht hatte, um einen eine halbe Tagereise entfernt wohnenden Irländer, der vor Jahren große Strecken Landes angekauft hatte und selbige wieder in kleineren Portionen veräußerte, behufs eines Abzuges aufzusuchen, unterwegs umgekommen. Der Irländer, ein Mr. Trimmel, hatte auf geschehene Anfrage berichtet, daß der betreffende bei ihm nicht eingetroffen sei, er vermöge leider keine Auskunft zu erteilen.

So befanden sich denn die Farmer in einer fort-dauernden Aufregung und vermochten doch nichts zu unternehmen, um diesem Zustande ein Ende zu machen.



Es stand jetzt Ramsdahls Schlafgemach gegenüber.

Überall aber wurden Vorsichtsmaßregeln getroffen. Auch auf dem Ramsdahl'schen Besitz hielt nachts ein bewaffneter Mann, dem zwei Hunde — Knipperdollings Nachfolger — beigegeben waren, Wacht. Das Gefühl der Unsicherheit hatte sich verschärft, weil nicht in einem einzigen Falle eine Spur von den Beraubten zu entdecken gewesen war. Um Raubmorde aber mußte es sich handeln, da nur Wohlhabende, nur Leute, die Geld bei sich geführt, von den Verbrechern beseitigt worden waren. —

Signa, die schöne Frau Ramsdahl's, war aus diesen Ursachen sehr bejorgt, als John eines Tages erklärte, er wolle einen eintägigen Ausflug ins Land machen. Der Mann, der eine seiner Cousinen geheiratet, hatte ihm geschrieben, er habe Lust, nach Amerika auszuwandern, und bäte ihn, sich nach Landbesitz in Johns Nähe umzusehen.

Gleich nach Beendigung der Brieflektüre war Ramsdahl der herrliche, an einem Nebenfluß des Mississippi belegene Besitz Mr. Trimmels ins Gedächtnis gekommen. Er beschloß, dessen Ländereien für seinen Verwandten in Augenschein zu nehmen, beruhigte seine Frau, steckte Revolver und Dolchmesser zu sich und lächelte fast über Signas Sorgen, als er gegen Nachmittag wohlbehalten in Mr. Trimmels schöner Cottage anlangte.

John fand einen eintägigen und unsicher blickenden, aber in seinem Benehmen liebenswürdigen, gasstfreien Mann, der ihm ein treffliches Mittagessen vorsetzte und ihm viel aus seinem Leben, von seinen Hoffnungen u. Wanderungen durch die Welt erzählte.

Nach Beendigung desselben beschritten sie eine nicht weit von dem hochbelegenen Farmhaus sanft sich hinabneigende und von dem rasch dahinschießenden Strome durchschnittenen Wiese, um sich die zu verlaufenden, jenseits desselben sich ausbreitenden Vänderstrecken anzusehen.

Als sie das Ufer des Flusses erreichten, ließ Mr. Trimmel, der während ihres Dahinbreitens lebhaft und in sehr entgegenkommender Weise auf Ramsdahl's Fragen Antwort erteilt, einen kurzen, schrillen Pfiff auf einer kleinen Pfeife ertönen und sah sich gleichzeitig forschend um. John achtete nicht besonders darauf, er glaubte, Trimmel wolle einem Aufseher oder Arbeiter ein Zeichen geben, da die Brücke, die über den Fluß führte, durch das hohe Wasser unpassierbar geworden war, einem Boote aber, das in der Nähe lag, die Ruder fehlten.

Doch während jener dieses Zeichen gab, hörte John hinter sich ein wütendes Schnauben, und als er sich umwandte stürzte, wie aus dem Boden emporgeschossen,

ein Hund auf ihn zu, schoß in die Höhe und richtete sein furchtbares Gebiß auf seine Kehle.

Eine Sekunde noch und John Ramsdahl wäre nicht mehr am Leben gewesen. Aber ebenso rasch stutete das Tier erschrocken; in den Augen blühte etwas ängstlich Verwirrtes auf, und sich von ihm abwendend, fuhr er jählings Mr. Trimmel an die Brust und grub sein Gebiß in dessen Kehle.

Mit einem entsetzlichen Wehschrei brach der Mann zusammen. Das Allerseitsamste aber folgte dann: Laut bellend, mit allen Anzeichen stürmisch ausgelassener Freude sprang der Hund an John empor, geizte nach einem guten Blick, leckte ihm die Hände und ließ immer von neuem jenes jauchzende Geheul aus, durch das diese treuen Geschöpfe ihre glücklichen Gefühle an den Tag zu legen pflegen. Und nun plötzlich erkannte auch John seinen eigenen Hund, seinen Knipperdolling, wieder, und nicht minder stürmisch beugte er sich zu ihm hinab und leckte seine Wange an den Kopf seines Retters. —

Mit unbeschreiblichen Empfindungen kehrte John an demselben Tage in Begleitung von Knipperdolling auf die Farm zurück.

Schon auf dem Hofe flog ihm Signa, welche die Unruh den ganzen Tag nicht gelassen, mit einem Freudenstreich entgegen, und Fragen und Antworten wollten nicht enden. Es war alles aufgeklärt worden. Schon seit Jahren hatte der Irlander wohlhabende Fremde, die er auf seinem Besitz gelockt, auf diese Weise beseitigt. Den seiner Zeit zu ihm gelaufenen Knipperdolling hatte er abgerichtet, die Menschen anzufallen, dann waren sie von ihm beraubt und in den sich tageweit durch



Mit einem entsetzlichen Wehschrei brach der Mann zusammen.

unbewohnte Gegenden wälzenden Fluß geworfen worden. So hatte sich jegliche Spur von ihnen verwischt.

Aber die alte Treue des Tieres hatte sich bewährt; als Entgelt für die Züchtigungen, die ihm einst von seinem Herrn geworden, hatte er ihm das Leben gerettet. Freilich gab es nur eine Wahl. Er mußte, um sicher John das Leben zu erhalten, den Verbrecher selbst opfern, und er that es ohne Besinnen.

„Nicht wahr, mein braver Knipperdolling?“ schloß John Ramsdahl, mit dieser Äußerung seine Erklärungen beendend. Zugleich herzte er gerührt das zu seinen Füßen ausgestreckte Geschöpf, dem ein so treues, menschlichen Edelmut beschämendes Herz unter seinem häßlichen Fell schlug, und das, nun auch von Signa gehätschelt, an ihr emporprang und der Frau — der Hund schien genau zu wissen, wer sie sei — zärtlich die Hände leckte. — —

Die Nikolobescherung.

Heitere Geschichte von August Silberstein.

Gingen die Blicke der Mädchen, die am Abende in der geräumigen Kammer nächst der großen Gefindestube des Schanegger-Hofes versammelt waren — nämlich der Hausstochter nebst der beiden Mägde — von ihren Arbeiten hinweg nach den Fensterscheiben, so starrten diese fast schwarz entgegen, und nur leise, wie gespensterhaft, zuckten und schwebten und gaukelten davor weiße Büntchen, wie erlöschende Sternchen, es waren dies die Schneeflocken, welche in der dunklen Luft langsam herniederfielen.

Die Hausstochter, ein stark gewachsenes, braunes Mädchen, mit schwarzen, etwas gewellten Haaren, saß neben dem grünen Kachelofen. Dieser ragte nur wenig aus der einen Wand und nächst der Zwischenthüre hervor, da er die zwei aneinander grenzenden Stuben zu heizen hatte. Und sie saß da auf dem Winkelbänkchen, welches mit der langgestreckten Feinbank ein Ganzes bildete, denn es war hier so traulich zum Spinnen!

Sollte unvermuthet die Thüre sich öffnen und ein überraschender Blick hereindringen, etwa der des strengen Vaters, so saß sie noch immerhin vorerst verdeckt und konnte, selbst aus dem Eingemickel sein aufgeweckt, rasch das Mädchen treiben und so thun, als hätte sie ununterbrochen emsig den Faden gezogen.

Die beiden andern weiblichen Haus- und Stubengenossinnen saßen am langen Tische und hatten die nicht schwere, aber fast einschläfernde, lautlose Arbeit des „Federnschleißens“ zu verrichten. Ein Berg von derberen weißen Gänse- und Entenfedern lag vor ihnen und streckte seine Hügelchen in die Breite vor, und jedes der Mädchen griff dahin, um sich je die eine Feder zu holen, aus der dann zwei und mehr Klümpchen gezupft wurden. Die weißen Ärmel, die aus den blauen, knappen Kattunkleidern vordrangen, waren kurz geschürzt, und dralle Arme lagen ziemlich ausgestreckt auf der braunen Tischplatte. Sie bewegten sich nur leise zu dem, trotz der Stetigkeit, doch nur geringen Thun der Finger. Das Feinfühlen der Fingerspitzen hat etwas Sanftes, ja so Beschäftigendes in sich, daß nicht wenige der Federnschleißerinnen dabei einzuschlafen pflegen. Wenn sie nicht gar vorsichtig sind, so sinken sie mit Kopf und Gesicht in die Klammern, welche vorerst noch einem viel späteren bequemeren Lager vorbehalten sind. Ja, es kann vorkommen, daß die sanft Eingemickelten zu pfeifen, stark den Atem von sich zu blasen beginnen, und dann erheben die Federn einen seltsamen Tanz, welcher mit dem der Schneeflocken draußen wetteifert und ihn bald weit übertrifft. Der unabwendbare Verrat in Haaren und Kleidern, ja in der ganzen Stube, ist dann nicht wenig entsetzenerregend.

Die Spinnerin war heute wenig mittelstark, denn der Vater hatte zeither gezankt und war immer mürrisch darüber, daß schon wieder die „Rauchnächte“ da und nach den heiligen Weihnachten der Dreikönigs-Faschingtag kommt, ohne daß in diesem Fasching eine Hochzeit zu verrichten, wie er gerne gemocht. Ein wirklicher Prinz oder Kuni (König) — hielt er ihr vor — werde auch nicht bei den drei Königen sein, und wenn als solche die „Sternsinger“ kommen, werde sie sicherlich keinen davon mögen!

Die eine der beiden Mägde hatte jenes breite Alltags-gesicht, das auf wenig Gedanken, wenig Leidenschaft, wenig Anforderung ans Leben schließen läßt, und es war schier zweifelhaft, ob sie mit den offenen grauen Augen schlief, oder wache oder träume.

Die Lampe an einer Tischdecke warf ziemlich scharfe Lichter nach der einen Seite der Gesichter und ließ die andere im abgegrenzten Schatten. Gerade die Augen der dritten, der kleinen Wali, welche nach der Hausstochter saß, schimmerten wie ein Stückchen Sommerhimmel auf, als sie einmal den Kopf hob, um hinüberzusehen, ob heute der Abend so in schweigsamer Trübsal vollends vergehen sollte. Das Mädchen hatte hellbraunes, ein wenig ins Rot schimmerndes Haar, „bafgeigenfarben“ sagen die Veit, ein rundes Gesicht, mit einem klein wenig Sommerprossen, aber voll, frisch, gutmüthig, sie konnte prächtig lächeln; aber zeitweilig sah sie daren, als hätten ihr die Federn, die einst zu diesen Federn gehört, alles Brot weggeessen und alle schnatternde Heiterkeit vorweg genommen.

Sie seufzte in der That plötzlich, ganz unvermuthet auf, in der Stille, und blies dadurch so in die Federn hinein, daß die oberste Schichte ins Flattern kam. Rasch streckte sie den runden weißen Arm aus und brachte die Bewegung zur Ruhe. Aber auch die Hausstochter hatte sie damit aus ihrem Vordrängen und Grübeln gebracht und diese fragte vorerst: „Was hast denn?“

„Gar nix! . . . Mit einmal ein Schatz!“ setzte sie dem ersten Anrufe ruhiger hinzu. Damit war's zweifelhaft, ob dies ein Scherz oder eine Anspielung auf die Tochter war.

„Möcht' leicht einen!“ antwortete diese ausweichend und doch auch anregend.

„Möcht' wissen, wo der herkommen sollt' . . . und wegen was denn? So ein arm's Hatzberl, wie i bin! Und mei' Verdienzeit geht auch bald zu End'. Z' Pichmeß muß alles neu angehn. Und wo aus und wo an, der Bauer is nit z'frieden mit mir.“

„Geh!“ sagte die Tochter verweisend und beschwichtigend. „Was d' alleweil hast, er hat noch nix g'redt derlei!“ meinte die andere.

„Aber ich merk's schon, merk's an allerlei!“ „Hätt' ein Schatz, wärst leicht munterer,“ plauderte die vorige wieder.



Die Hausstochter saß neben dem grünen Kachelofen.

„Nist's ja die Emerenz a nit (auch nicht)!" lautete die Entgegnung und deutete somit ein gewisses Liebesverhältnis der Haustochter an.

„Is ganz was anderes!" stieß diese abwehrend hervor und ließ wirklich das Mädchen schauern.

„Aber ..." hob Wali wieder an:

„Rotbraun sein d'Haselnüssen,
Rotbraun bin i —
Alle mögen d'Haselnüssen,
Niemand (niemand) mag mi!"

„Wirft es im geheim' schon wissen!" sagte die Haustochter ungläubig entgegen.

„Ei wohl, denk' mir's auch!" fügte Dorl, die andere, hinzu, so ruhig, als hätte sie eine volle Wahrheit ausgesprochen.

Wali setzte halb sprechend, halb singend fort:

„I thu wohl, i thu wohl,
Als wann mir nix war,
Aber drin in mein Herzen
Da is mir so schwarz!

Verlassen, vergesen,
Verlassen bin i
Wie a Stoan (Stein) auf der Straßen,
Kein' Menschen hab i!"

„Thust ja g'rad," meinte Emerenz, „als müßtest schon morgen hinaus und wüßtest kein' Weg im Schneetreiben!"

„Thun (thun) wir löffeln (lösen, das Drakel befragen)," sagte die Dorl, „der Bauer is, mein' ich, zum Nachbar' gangen ... jetzt is die Zeit g'rad," meinte die Ruhige so gelassen, als wär's ihr gleichgültig, was auch das Drakel sagen möge.

„Is noch nit die Zeit," entgegnete Emerenz, „kommt ja erst die Thomasnacht."

„Ja, in der Thomasnacht sein wir in der großen Stuben," sagte Wali einwendend, „da is alles vom ganzen Haus beisammen und da ... mag ich's doch nit! Wart ein bissl, was is denn heut?"

„Der Vater hat g'sagt, er muß ein wenigl zum Nachbar, weil derjel' Andreol' heißt."

„Andreas is heut?" warf Wali rasch ein. „Das is ja g'rad die rechte Nacht. Bei uns daheim, im ganzen Gäu, than' da immer Blei gießen oder Holz- und Zaunstecken zählen ..."

„Du, Schuhverfert, das können wir ja gleich, und merkt nit eins leicht draußen was davon," sagte mit ihrer ruhigen breiten Stimme die Dorl.

„Gehn wir's an," sagte Wali mutig.

„Aß erst sehen," rief Emerenz hastig, ließ das Spinnrädchen, sprang davon hinweg zur Thüre, öffnete leise die Spalte und spähet hinaus.

„Die Mutter is in der Kuechl (Küche), der Knecht sitzt wohl drauf' und raucht. Probieren wir's!" rief sie rasch entschlossen und die Thüre wieder leise schließend.

„Wer im nächsten Jahr außer Haus kommt," sagte Dorl ruhig. „Ich geh nit leicht ... mich holt a (auch) neand zum Heiraten ... ich müßt' g'rad steriben ... Kann sein ... der heilige Petrus hat ein' gar schönen großen Hof."

Wali war aufgestanden, von dem besetzten Tische hinweg, und die nette Gestalt stand bereits, als wäre sie mutig genug zu allem, was ihr das Schicksal vorher verkünden möge. Sie stemmte sogar den einen Arm bereits gegen die Tischplatte am Rande, als wollte sie das Gleichgewicht haben, wenn sie den Fuß hebe und den Schuh abstreife.

„Hang du an, Dorl," sagte Emerenz.

„Gut, mir ist's ein Ding (alles eins)," entgegnete diese.

Die anderen Mädchen stellten sich zu beiden Seiten, Dorl nahm einen Schuh vom Fuße, ging im Strumpfe vor den kleinen braunrahmten Spiegel, welcher an der Wand hing, die der Thüre gegenüber war, und hinter dem ein Büschlein gewebter Palmfäschen (Weidenknospen) noch von letzten Ostern her stak. Sie faßte mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand den Schuh an der Spitze, murmelte etwas, wohl Frommes, und warf den Schuh rücklings über die Schulter, der Thüre zu ... aber so stark, daß derselbe flatschend an das Holz schlug.

Die andern Mädchen lachten über die Ungeschicklichkeit. „Gilt nix!" rief Wali, „därf nit anfallen!"

„Machts mir einen rechten Varn," flüsterte Emerenz rasch, wie erschreckt, „damit eins hereinkommt und uns sieht!"

„Nist!" zischelte Wali, „noch einmal!"

Dorl ging nach dem Schuh, welcher quer vor der Thüre, mit der Sohle aufwärts lag, nahm ihn und stellte sich wieder vor den Spiegel. Der Schuh flog wie zuvor rücklings der Schulter, überschlug sich und fiel zu Boden, mit der Spitze nach auswärts.

„Jest den zweiten!" rief Emerenz.

Ohne Besinnen zog das Mädchen den andern Schuh ab — er flog, er lag neben dem ersten — nach einwärts. „Nix Gewisses weiß man nit!" rief Emerenz gegenüber diesen Widersprüchen aus, und nach Walis Anruf: „noch einmal!" warf sie ein: „nein, jest nit ... geh's du an."

„Mein du ... dir gebührt's zuerst!"

Die schlanke Emerenz richtete noch an ihrem Tüchlein, es war ein Bögerin, als deutete ihr das Drakel mehr als den andern; dann strich sie sich vor dem Spiegel mit beiden Händen noch über die Scheitelhaare — nachher hatte sie rasch einen Schuh in der Hand — er flog rücklings und kam mit der Spitze nach außen zu liegen. Der zweite Schuh folgte flink — auch er deutete mit der Spitze nach außen. Das Mädchen flammte in heller Freude auf, ihr gingen alle Herzenswünsche, als wären sie erfüllt, einen Augenblick durch die Sinne, sie umarmte wie überglücklich plötzlich Wali und die Dorl.

Rasch und ungeheißer trat Wali vor den Spiegel, überneugierig auf ihren Erfolg, zog den Schuh ab, murmelte, erhob — der Schuh flog und — dem Bauer, welcher die Thüre rasch geöffnet, gerade ins Gesicht.

„Himmeltaufendstapperment!" Das war ein Ausruf, welcher alle andern Anwesenden erschütterte — sie eilten hastig, die Schuhe zu fassen und da der Bauer stand, wieder zurück und vor, sie überhaften sich im Eifer — und jest, zugleich durch das rasche Thüroffnen, hatten die Federn einen Tanz begonnen, welcher ganz außer Absicht gelegen war. Sie flogen von dem Winde, von dem Luftzug, welchen die eilende Geschäftigkeit der Mädchen immer mehr hervorbrachte, erhoben, stets wolkiger auf und der Scharnegger bekam noch Federn zu seinem Schläge ins Gesicht — er nieste, blies, hustete, schimpfte! Wali und Emerenz eilten davon.

Die ruhige gleichgültige Dorl ging an den Tisch und ordnete so viel wie noch möglich war.

Die Schuhe waren durch des Bauers Vorstoß und das Hasten sämtlich durcheinander gekommen und lagen kreuz und quer zu seinen Füßen. Es wäre vergebens gewesen, daraus ein Schicksal lesen zu wollen.

Der Scharnegger, welcher weidlich seinem Unmut Luft gemacht, stand mit geballter Faust und sah hinab und

wurde nicht klar . . . endlich rief er aus: „S'id halt auch Gän' in den Federn derzeit beisammen!“

In aller Hast war Wali durch die große Stube und den Hausflur gelaufen, schier vergessend, daß sie ohne Schuhe, und sie lief ängstlich, um dem Schelten des Bauers zu entgehen, auf den Steinfliesen unter dem Ueberdache bis zur Umzäunung — und da lief sie gerade einem Manne in die Arme, als hätte sie es darauf abgesehen, vom Scharnegger hinweg zu einem Schützer zu fliehen.

„Hoho!“ rief S'eph, der Waldgeher, aus, als er das erschreckte Mädchen unversehens im Arme hielt, das ihn der Schein aus den Fenstern noch erkennen ließ.

„Wo aus, Dirn?“

„Laß mich!“ rief sie, die den Mann sogleich an der Stimme und im Dämmer erkannte.

„Täuberl, die ein' zustiegen, laßt ma nit davonflattern; halt ein wenig!“

„Mag nit!“ entgegnete sie trotzig.

„Du mußt!“

Einen Stoß mit aller Kraft führte sie, daß S'eph, darauf nicht gefaßt, zurücktaumelte und sich in der That an einem Pfosten der Umzäunung halten mußte.

„Schar, schau! Ein Stoßgeierl, ein Stößl, kein Täuberl!“

„Teufel, wem's d' magt . . . is mir auch recht,“ löste sich von ihrer Zunge.

Da kam Dorel aus der Thüre mit einem Paar Schuhen in der Hand, es waren Walis, und sie suchte diese, um ihr die verlassene oder vergessene Bekleidung zu bieten.

Den Bauer hörte man aus der Küche oder dem Flur schimpfen.

Jetzt erst erkannte S'eph, daß das Mädchen ohne Schuhe, in den Strümpfen ausgelaufen war und geradezu in den Schnee.

„Was ist das? Treibt dich wer aus?“ sagte er überrascht und mit einem eigentümlichen Ton der Teilnahme.

Sie schwieg.

„Wär mir nit lieb,“ sagte er gemüthlich.

„Was geht's dich an?“ entgegnete trotzig die Dirn.

„Mich . . .? G'ing' mich schon an . . . wenn's d' möch't.“

„I hab' neamd und mag neamd und neamd mag nit!“

„So sagt sie alleweil,“ mengte sich Dorel ein, indem sie die Kammeradin zum Schuhanziehen stützte.

„Ja, was hab's dem g'habt?“ fragte der große starke Mann, dessen Gesicht, vom breiten Gutrand überhattet, doch im Zwielichte des Schnees und der Fenster halb deutlich blieb.

Dorel sagte geradeaus: „G'lößelt haben wir, Schuh' geworfen, und der Bauer is dazu 'kommen . . . und in die Federn!“

„Waaas . . .? In die . . .?“

Dorel erklärte dies kurz und mit ruhigen Worten. „Und jetzt schimpft er d'rin, daß alles wettet,“ fügte sie hinzu.

S'eph hatte begonnen, fröhlich aufzulachen.

„Und,“ setzte Dorel fort, „er schreit, die Wali muß aus'n Haus, dös is die lässigste, traamhappetste (träumerische) von allen Dirn.“

„So! Und sein ihre Schuh' nach auswärt's, zur Thür g'fallen?“

„Nein, der eine . . . oder gar nit . . . der Bauer hat's ins Gesicht g'krieg't.“

„Sr, ha, ha!“

„Ach nit!“ rief Wali aus, „nich kost's den Dienst. Und nachher, wohin in der Weiten? Es kommt der Nitolo und da hätt' ich vom Bauer was geschenkt bekommen, und jetzt ist's aus mit Bescheren und allem.“

„Aus?“ sagte S'eph, der Waldgeher, mit gedämpftem Ton, als ginge ihm das ins Gemüth.

„Aus und dahin! Ich hab' nie nit kriegt, von Kindheit an, hab' nit und bin nit,“ meinte Wali.

„Na, na, na!“ entgegnete S'eph, wie Püßen strafend oder ungläubig. Er fügte hinzu: „Bon mir kriegt's was.“

„Was, von dir? Und weil ich davongeh'?“

„Wart's ab!“

„I mag nit! nein, nein!“ rief Wali trotzig aus.

„Der Bauer kommt!“ rief Dorel darin.

„Is recht, ich hab' mit ihm wegen der Abtöckung zu reden und weiß' ihm seine Bäum' im Wald an, da mag's dazu Prügel geben,“ sagte S'eph witzig und müthig.

Die Mädchen machten sich davon, S'eph ging wegen Wald- und Abtöckungsgeschäften, die ihm von der Gutsherrschaft vertraut waren, ins Haus.

Es kam die Zeit des heiligen Nitolo über die Millionen Herzen, welche ihm freudig, oder in Erkenntnis ihrer Vereinfamung entgegenlagen. Im Bauernhause war es seit jenem „Köfeln“ nicht ruhiger geworden, im Gegenteil, gerade dadurch war des Scharneggers Fragen und Drängen bezüglich der Entschlüsse seiner Tochter lebhafter angeregt. Er meinte entschieden, sie könne gar wohl wissen, ob sie im nächsten Jahre den Ausgang zur Hochzeit habe oder nicht, sie brauche nicht erst den Herrgott zu versuchen, sondern ein geschicktes Wort zu reden, dann wisse sie genau, was geschehen werde. Aber das dumme Ding, die Wali, müsse außer Haus, die sei es, welche der Tochter, als wär' sie eine Kammeradin, noch allerlei dummes Zeug in den Kopf rede. Das Dirn thut so stolz, als wär' sie eine Prinzess oder hing' gar ein Bauernhof mit einem Bierochsengespann an ihren Fingern. Und sie ist nit als ein arms ledigs Waiserk. Aber abweisen und anschauen kann sie außer Haus und im Haus, ja ja, das sind schon die Peut', welche die Mucken von der rechten Lieb' und der Herzensfreierichschaft und wie das Zeug heißt, im Kopf haben! Und er habe mit Geduld zugehoben, wie sie den Finken letzten Sommer geagt, der mit einem andern wegen sein' Nest und Weiberl gerauft hat. Abig fallen is der Kerl, und wenn er hin gewesen, hätte ja auch der andere, wie a jed's Mamml, seine Pflicht und Schuldigkeit gethan. Der Bessere is halt der Rechte! Aber nein, gepflegt und geagt hat sie, die Zeit verandelt im Heu in der Scheuer und dann wieder den Vogel hingefert unter den Baum. Ja, lautmärg is der Kerl geworden, gepfiffen hat er in und aus der Weis! Mein's schon, wenn ihm so gut geschieht, für mir nit und dir nit und, weil er verliebt is, trus einen Bessern zu ein' guten Nest kommt. Kenn' das Ding schon! merk' schon wo aus und ein . . . meine liebe Wali, die Landtray' is breit, und bis sie z'End geht, hast doch ein Nest, mein' ich einen Bauernhof g'tunden . . . b'hit mi' Gott!

Für nächste Nichtmeß war der Ausstand also festgesetzt und dawider ließ sich kaum etwas machen, ja es wurde auch keineswegs ein Versuch gewünscht, etwas zu ändern. Man nimmt auf dem Lande in solchen Verhältnissen die Dinge gerade, wie sie sind, und man denkt: anderswo sind auch die Wiesen grün, wer weiß, ob's nit besser und wozu es gut ist.

Auf dem Lande und in den Bauernhöfen ist auch der

Nikoloabend zum Teil das, was in Städten und Märkten der Weihnachtsabend ist. An jenem wird beschert, der Nikolo ist's, der den braven Kindern Gutes schenkt — das Nikolospiel mit dem guten weißen Bischof und dem bösen schwarzen Knecht Ruprecht (dem Krampus) ist ja wohl bekannt — am Nikoloabend ist's lustig, am heiligen Abend ist man bloß fromm, geht in die Kirche und wenn sie noch so fern, die Fackeln und Laternen leuchten durch den beschneiten Wald — da sind also die echten Christbäume im Lichterchein, und ein Stern steht darüber . . . goldiges Gefunkel.

Die Kirche mit ihren leuchtenden Fenstern bei Nacht — im erhellten Schnee — und der nächtliche Himmel — und das Orgelklingen — das ist ein riesig Geschenk der Natur und ein Kunstwerk für die größten und ältesten Kinder im weiten Vaterhaus.

Aber der heilige Nikolo ist ein guter Mann. Was der Zwetschgen, Birnen und Nüsse hat! Wie diese aus Kammern und die rotbackigsten Apfel zwischen den Doppelfenster Scheiben von den Sägpänelagern hervorgeholt werden! Ja es wäre ein leichtes, sie einfach zu verteilen; aber nein, gut haushälterische Leute lassen vorerst nur wenig los, je nach Verdienst der kleineren Empfänger, denn der Heilige beschert über Nacht, den Guten im Schlaf, das Beste im Finstern, wenn man ihm eine Mütze, ein Hüttlein, ein Körbchen, eine Schürze, ein Säckchen, einen Schuh hinlegt, und darin findet man des Morgens gar Erstaunliches. Man kann auch Schnüre anbinden und über die Mauer hinabhängen lassen . . . da zappelt manches, da findet man des Morgens wundererfremde Dinge daran hängen . . . wissen kann man's nit leicht im vorhinein, aber sich über das Mögliche schon ein wenig den Kopf zerbrechen und auch „ein aichtl“ (Kleinwenig) nachdenken, ob man etwas verdient hat . . . woher . . . wiefo . . . der Morgen bringt's an den Tag.

Es war kein fröhlicher Nikoloabend beim Scharnegger. Der Sohn war außer Haus und mußte seine Militärjahre abdiene, der Mutter war's gar so schwer, gerade wenn sie der sonstigen heitern Stunden solcher Zeit gedachte. Die Tochter saß wie trockend in einer Ecke, die Dirnen waren beschäftigt. Nach kurzer Pflichterfüllung, da den Leuten gegeben worden, was ihnen in einem rechtschaffenem Hause gebührt, sprach der Bauer von Schlafenszeit und alle gingen in ihre Kammern.

Der Sceph war jetzt öfter als sonst im Hofe und in dessen Nähe gesehen, und er wußte selbstsam geschickt die Wali immer mit einigen Worten aufzubalten, wenn sie irgendwie eines kleinen Dienstweges ging.

Es war sicher und ausgemacht, daß sie Hof und Dorfschied verlassen müsse nächster Zeit und sie niemand mehr in der Gegend sehen werde. Sie wollte auch weit fort, weil's für ihr Glück so besser.

Trüb war's in dem langgestreckten Gange ober der Holzstiege, an dessen Ende die Kammern der Mägde lagen. Matt leuchtete das Lämpchen, das nur zum Schlafengehen weisen sollte und das Dori in der Hand hielt. Aber diese war heute geschwätziger als sonst. Sie öffnete die Thüre der kleinen Kammer, in welcher Walis Lager stand und trat auf einen Augenblick zu ihr ein. Sie stellte das Lämpchen auf den kleinen Tisch. Sie erzählte sogar von ihren Kinderjahren und von einst, wo sie noch recht jung und ihr ein Glück aufgestiegen war, das aber gar geschwind versunken.

„Und ich an deiner Stell,“ sagte sie zu Wali, „hänget ein Körbl, ein Schnürl aus übers Fenster, wer weiß ob moring nit was als ein Angebind dran is.“

„Was soll ich nit solcher Dummheit! Wer kann's

ehrlieh meinen mit mir? — Und für ein Schelmenspiel oder einen Schalkstreich bin ich zu unwillig.“

„Kann man's wissen, was alles fürkommen kann?“

„Meinst du?“

„Freilich, mir wie dir kann's kein Haus umreisen und kein neues Scheuerthor bringen . . . was grad sein mag, mag's sein . . . a Boshafigkeit wär' auch nur zum Lachen!“

„Das sagst du? Schau, schau! Langst denn du dar-nach?“

„Freilich.“

„Schau, Dori, jetzt erst wirst aufrichtig, weil wir von einandergehn.“

„Lass gehn, wie es geht, komm, probieren wir's!“

„Und weiß denn wer das Fenster genau?“ fragte Wali.

„Wer sich um eins von uns kümmert, weiß's ganz genau und hat sich's wohl gemerkt, wenn er so manni-g-mal schon aus der Weit' das Nichtfenster gesehen hat.“

Dori, Dori! Stille Wasser sein tief und jetzt trau' i dir gar nit!“

Dori machte lachend das Fenster auf, löste eine Schnur, die quer einen Winkel ausspannte und über welcher Schürze und Tuch gehangen. Sie nahm ein Handföhrchen, das sie raich nahe fand, und im Nu rauchte es ein wenig an der dunklen Wand draussen und war der Spuk geschehen.

Wali ließ halb lächelnd, halb nachdenkend, ja endlich nicht ganz unwillig geschehen, was da vorging. Bald war das Fenster geschlossen, und Neugier siegt bei den Mädchen zumeist, oft weit mehr als alles andere.

Dori ging dann raich und hatte ihr „ruhlsame Nacht“ geboten, ehe sich's die Kameradin noch verlor. Es galt, im Hause keine Neugier zu erwecken. Und das Mädchen blieb, am braunroten Haare nestelnd, nachdenklich allein. Ob Dori wirklich eine Schnur ausähänge, zog sie wenig in Zweifel — wozu sollte dieselbe hier dazu drängen?

Dori aber wußte mehr. Sie war von Sceph ins Vertrauen gezogen worden, und zu nichts die Vertraute in Herzensangelegenheiten zu werden.

In der Nikolonacht, eigentlich am Spätabend, ging ein Mann übers Feld, auf dem Stege, der von der Landstraße ab zwischen den Gründen des Scharnegger zu einem Brücklein führte und von dem klaren Wasser, das selbst im Winter die grüne Kresse überrauschte, hinweg, zu dem einzelnstehenden Bauernhofe.

Da trug der Sceph eine schwere, schöne Truhe. Sie hatte seiner Mutter gehört und diese barg einst ihre besten Kleider darein. Er bedurfte das Gerät nicht. Er hatte auch einen großen breiten Kasten, und wozu jetzt mehr? Er wußte auch keine bessere Verwendung dafür, keine, die ihm mehr Freude machen könnte, als sie jetzt der Wali zu schenken.

Sie mußte aus dem Scharneggerhof . . . sie hatte nur ein Bündlein . . . er hatte sie ja kommen gesehen, letzten Jahres mit dem Einbindtuche, das zusammengeknüpft war . . . sie sollte eine Truhe haben und ein festes Eigen, und wenn gar nichts, so doch an ihn denken.

Ja, der heilige Nikolo, der die Guten belohnt, war der rechte Mann dafür, die Wali zu trösten, daß ihr so bitteres Unrecht da vom Bauer geschehen, und er, der Waldgeher, wollte zeigen, daß es noch Gerechtigkeit auf Erden gebe und stille, selbst arme Leute, die immer noch was zu verschenken und gute Unschuld zu belohnen haben.

Er trug seine Truhe und war schon nahe dem Steg oder Brücklein, da bog jemand aus einem Gebüsch hervor mit einer Laterne. Wie ein plögliches großes Auf-

flammen war es vor Sefh. Er hatte keinen Lichtstreif zuvor bemerkt und nach einer ganz andern Richtung wegen der Truhe sehen gemußt. Es kam nun an ihn heran. Furchtlos gingen beide Teile und wozu auch anders? Man konnte nicht sehen, wer hinter dem Laternenlicht ging. Plötzlich war's nahe und leuchtete sogar unerschrocken nächst der Gestalt des Sefh auf und zu seiner Truhe empor.

„Du bist's, Sefh, was tragt du da?“

„O Herr Schullehrer ... wo aus bei der Nacht?“

„Hat ein jeder sein' Weg,“ sagte der Angeredete, der Unterlehrer, ein Junggefelle, kurz und bländig. „Aber was tragt denn du da bei der Nacht?“

„Eine Truhe?“ setzte er fort. „Vertragst doch nir Unrechtes, Sefh! ... Dho, so eine schöne Truhe!“ sagte er, zu ihr emporleuchtend und sie genau besichtigend.

„Ist's schön, so wird sie's mehr erfreuen!“

„Sie? ... A so! ... Und weißt du,“ sagte der Lehrer, „daß die Truhe ein rechtes Altertum ist?“

„Ja, hat die Mutter g'sagt, von der Großmutter.“

„Weißt du, daß deiner Großmutter Großmutter noch ein Kind war, als die Truhe schon lang fertig gewesen?“

„So! Nachher beweist's, daß sie gut z'samm' halt.“

„Aber wert is sie was Rechts.“

„Is mir gerad recht.“

„Und kommt sie dir etwa wieder ins Haus?“

„Kann sein ... mein' aber schier nit.“

„Ihät mir leid!“

Schon mochte der Sefh jagen „mir auch“, nach seinem Sinn, da fuhr der Schullehrer fort: „Weißt du, daß darauf ... gotische Schnitzerei?“

„Was ... gotige Schnitzerei?“ entgegnete der unrecht Verstehende rasch; „nein, da ist nir gotig, alles fein sauber und gut aus Eichenholz.“

„Gotisch, gotisch, mein Lieber. Und das waren die Altwordern, die ...“ fing der Schulmeister sogar in seinem Lehrtou an ... „die noch keine Christen waren.“

„Ei was, seid so gut ... unchristlich auch noch ... fallt mir nit ein ... is ein Kreuz darauf!“

„Ja wohl, aber der Geschmack an den Heiden ...“

„Was ... ein Geschmack an Heiden ... Schullehrer, da will ich nir wissen, b'sit Gott!“

Sefh fing rasch vorzuschreiten an.

„Hör' einmal! Wenn du oder deine Schöne oder allmit'sammen die Truhe einmal verkaufen wollt, ich weiß ein gut Stück Geld dafür ... kommt zu mir!“

Schullehrer,“ dachte der Sefh, „kauf du dir ABC-Namenbüchl ... laß meiner Wali die Truhe,“ und er ging rasch vom Steg davon, als möchte der feine Schullehrer sie ihm noch abschwätzen. Er könnte auch morgen bei Tag doch anders sagen und andern Sinnes werden! Vorerst das Geschenk an die rechte Stelle!

Und wie, wenn die Truhe wirklich weit mehr wert, als er gedacht? Er vergönnte das von Herzen der Dirn und sollte die Truhe ihr ... sollte dieselbe einmal beiden helfen ... die Schullehrer sind zu allem gut ... und der Nikolo ist schon ein recht waderer Heiliger!

Er ging tapfer die letzte Strecke des Weges an. Das Laternenlichtlein verschwand und verlosch ihm wie ein Irrlicht in der Ferne. Es war recht dunkel, als Sefh die vorher wohl ausgesuchte und angeschaute Stelle im Hofe fand, in dem zum Glücke kein Hund bellte. Er kannte das Kammerfenster, zu dem er zeither oftmals emporgesehen, wenn das Lichtlein wie ein Stern verlosch — und da, gerade darunter, legte er seine Last ab, rückte er sie sachte und lautlos an die Wand.

Des Morgens waren die Dirnen rasch aus den Federn. Dori war die erste und pochte sogar an der Thüre Walis. Der Wintertag guckte frühzeitig hell aus den breit hingedehnten Wolken herans und der Schnee fing dieses Licht auf, es verdoppelnd. Wali war flink zum Tage bereit. Fast hätte sie die Schür und jenes Gespräch vor dem Schlafengehen vergessen. Sie hatte so schön geträumt, als wär's jest Lanzing (Frühling) und stiegen die ersten Lerchen hoch in die blauen Lüfte und schmetterten. Das erquickte sie recht. Dorls Klopfen brachte sie erst zur vollen Erinnerung, und sie sah die ans Fenster geknüpft Schür. Als sie vollends fertig und ohnehin die Scheiben zu Öffnen gewohnt war, da mußte sie auch an die Schür greifen. Ziehen oder nicht? Jrgend einer Bosheit zur Vollendung helfen? Einem Scherz, einem schlechten? Gar nir? Dem doch Ueberraschendem?

Sie fing mit der einen Hand zu bewegen an, sie nahm die andere zu Hilfe, denn es ließ sich ungeschickt oder schwer an. Sie zog stärker ... stärker ... es wurde immer vergeblicher und bald ging's gar nicht weiter. Sie zerrte ... sollte sich's an der Wand verhängt haben? Es stockte jedoch vollends. Sie bog sich zum Fenster hinaus und bemerkte nicht sogleich etwas. Daß sie die Schür strammer zog, machte, daß sie endlich diese genau mit den Augen verfolgen konnte ... und unten, ganz nahe am Boden, blieb das Ende, war dies verhängt oder verknüpft an einer Truhe. Dummes Zeug! dachte sie und meinte, es habe jemand an das zum Hause gehörige Gerät die Schür geknüpft. Sie warf diese unwillig hinab und nahm sich vor, dieselbe unten loszulösen. Das hat man davon, sagte sie sich, wenn man so dummem Geplauder wie dem der Dori nachgiebt; das hätte man sich ersparen können.

Sie ging hinab, auch um im Vorbeigehen die Schür zu lösen ... doch sieh, als sie davor war, erkannte sie, es stand eine Truhe da, die sie zuvor nie gesehen, die Schür war wohlbedacht zierlich mit dem Schlüssel verbunden und an dem Schlüssel hing ein schmales, dünnes Holzbrettlein und daren war geschnit „Sefh“ ... sonst nichts.

Sie mußte es sehen, als sie die Schür losknüpfen wollte. Sie mußte hinknien dazu und bemerken, daß sie diese Truhe wahrhaftig nie zuvor im Hause gesehen. Und war sie nun ihr ... eine Nikolobescherung von Sefh?

Sie griff sich ans Herz, denn es zuckte da. Sie hob aber auch rasch den Deckel und sah hinein in die Truhe. Sie war leer ... bis auf ihr Körbchen ... kein Zeichen, kein Inhalt weiter.

Sie schloß rasch und ging, als verfolge sie jemand, mit der Schür in der Hand und sogar unversehens in der Hast wie mit dem Körbchen auch mit dem anhängenden Schlüssel davon.

Nun kamen die Hausleute allmählich aus den Thüren. Der Knecht war der erste, welcher das seltsame Gerät, das fremde da im Hause, an der Stelle unter dem Ueberdache auf den Gangstiesen sah. Es wurde laut. Bald waren Emerenz und die Mutter, ja sogar nach kurzer Zeit auch der Scharnegger da, und alle besahen die fremde Truhe.

Der Schlüssel samt dem Namen auf dem Brettchen war zum Glücke hinweg ... und ein Kästel starre da vor allen.

Es war mehr als gotisch ... chinesisch ... spanisch. Dori ließ sich gar nicht sehen. Man hätte dieser breiten, immer gleichgültig dreinschauenden Dirn' gar keine Mitwisserschaft und Heberei zumuten mögen.

„Wem gehört das?“ ging die Frage von einem zum andern. „Wer hat das gebracht?“

Alle eben Anwesenden konnten mit gutem Gewissen ihr Unbetheiligtsein versichern.

„Dorl, geh her da! Gehört das dein? Was ist das? Aufmachen!“ schrie der Bauer.

„Nix da, aufmachen!“ warf der Knecht widerseßlich rasch ein.

„Es kam was recht Böses drin sein. A wütige Katz! Sie springt an!“

„Is vielleicht gar ein gelegtes Kind d'rin?“ rief die Bäuerin furchtlich aus.

„Ja, kann auch ein Raketen d'rin sein und beim Aufmachen losgehen!“ sagte jetzt der Scharnegger in Erinnerung an böse Dinge, die einer aus dem Wochenblatt im Wirtshause vorgelesen.

Der Knecht murmelte sogar etwas von Mäusen und Ratten boshafterer Leut.

Dorl stand und rührte sich nicht.

„Hinauswerfen!“ rief der Knecht.

„Was kann nur d'rin sein?“ rief Emerenz nochmals neugierig.

Wali, die schier und als neben-sächlich vergessen war, kam aus der Gerätkammerthüre und ging geradezu auf die Leute bei der Erube los — indem sie entschlossen und zu aller Erstamen sagte: „Nix ist d'rin!“

„Nix?“ „Wieso weißt du das?“ „Waaas?“ waren die Ausrufe.

„G'hört sie dein?“ sagte der Bauer.

„Nein!“

„Hast schon hineingesehen?“

„Ja!“

„Mach auf! Hast den Schlüssel?“

„Ja!“

Da... sie öffnete... alle guckten ins Leere.

Aus dem Düstern und ergebnislosen Starren ins Leere rang sich dem Scharnegger die Frage los: „Na und wem gehört sie denn zu aller End?“

Niemand wollte es wissen.

Dorl scheute es, sich weiter in Streitigkeiten und Geheimnisse dem Bauer gegenüber einzulassen und sie sumierte in sich: Wenn es die Wali werde wissen lassen wollen, werde diese es schon sagen, alles übrige ist ja nun bloß deren Sach'.

Wali spürte in sich den alten Widerspruchs- und Trotzgeist. Sie wollte nicht gleich vor allen bekennen, welche Bewandnis es mit dem Ganzen habe. Sie wollte sich so wenig fest bestimmen wie den Seph. Sie hatte das Brettlein vom Schlüssel genommen und schon verwahrt. Sie wollte erst Ruhe in sich haben, um zu bedenken, was sie thun sollte.

„Einem im Haus muß sie doch gehören!“ rief der Bauer endlich wieder aus, nach dem fraglichen Ding zeigend. „Oder sollten's Dieb' gestohlen und da herge-netzt haben? Wär' nit' übel!“

„Könn' auch ein Dieb erst hergebracht haben, um was hineinzuthun,“ sagte der Knecht weise.

„O, wenn sie deinen Verstand hätten hineintun mögen,“ rief Emerenz aus, „hätten sie was viel Kleineres gebraucht!“

Andere lachten.

„Und so groß is sie,“ sagte der Bauer, „daß man schon gar schön einpacken könn'! Thät' ja schier d'rin sins Platz haben!“

„Zu was soll die im Haus da?“ fragte endlich wieder der Knecht grübelnd.

„Muß man ja grad beim Ortsvorstand zur Anzeig' bringen!“ rief der Scharnegger. „Könn' ja jemanden abgängig sein und könn'ten's Dieb', die im Forttragen verschleicht worden sind, grad da im Vorbeihuschen gelassen, oder die Absicht g'habt haben, da im Hof zu verstecken.“

„Vielleicht...“ sagte der Knecht nachdenklich langsam, „... vielleicht möchten sie erst kommen!“

„Du bist der Schlane!“ rief der Bauer erboßt, daß der Mensch immer so verkehrt dahersprach. „Oder,“ rief er plötzlich auf, „seid Ihr eins da mit fremden Leuten einverstanden, die da einpacken möchten!“

Er sah ringsum scharf in die Gesichter und diese machten seltsame Miemen.

„Will eins durchgehen?“ rief er auf.

„Emerenz!“ fuhr's dem Knecht hervor.

„Esel!“ war der Lobn, der ihm von Mutter und Tochter zugleich dankbar entgegenkündete.

„Emerenz! O du...!“ warf ihm auch der Vater zornig verweisend entgegen.

Und dennoch, der Name zündete. Eine Reihe von kleinen Thatsachen, mit ihrem Widerspruche gegen seinen Willen, kamen ihm in den Sinn. Er wiederholte den Namen „Emerenz...“ aber in einem ganz andern Ton.

Das genügte, um die Zusammengesetzten zu einem

Bösen des engern Beisammenseins zu bringen, so daß die Weibskente sich leise zu entfernen begannen. Aber sie konnten doch nicht ganz von der Stelle hinweg.

„Emerenz...“ hatte der Bauer vor sich hindenkend gesagt und geögert, seinen Gedankengang laut werden zu lassen.

Da, in der peinlichen Stille trat Wali plötzlich vor und sagte: „Nein... mich geht's an, ... mir is sie vermeint!“

„Dir?“ — „Du?“

„Warum red' st mir? Was sagst es nit' gleich!“ rief der Alte wieder heftig auf. „So eine vertrackte Dirn!“

„Nein... ich mein' nur, daß es die Emerenz nit' an-geht, sondern nur mich angehn kann.“



Der Knecht war der erste, welcher das seltsame Gerät sah.

„Wieso weißt du das?“

„Weil ich's weiß!“

„Also g'hört's dein?“

„Nein... doch nit!“

„Der Nikolo hat die Dirnen närrisch gemacht,“ wendete nun die Bäurin ein. „Könnten schon nimmer verschlafen sein! Die Dorothee steht da, als wär sie stumm verberzt und die Wali is mir schon ein Rätsel!“

„Eine Heimtückische is sie! Eine Seltsame! Sie hat immer was Besonders, Hinterhältig's! Sie und die Emerenz!“

„Vater!“

„Jetzt hab' ich's satt!“ rief der Scharnegger ergrimmt, gegen Wali hin. „Nimm deine Truben und leg dir all dem Hab' hinein und geh damit! Ich will nit wissen! Hätt' da noch eins zu Gericht zu lausen, anzufragen und Geschichten zu erleben... ich mag nit wissen, aus it's... nimm deine Truben und geh damit... ich hab' bald eine andere Dirn, geh in Gott's Nam!“

Der Eindruck war stark. Darauf war man keinerseits vorbereitet. Das Harte war gesagt und der Harte war nicht leicht zu anderem zu bewegen.

Die Wali biß die Lippen übereinander. Es stieg ihr auf, als wollten ihr Thränen in die Augen. Aber sie war trotzig und eigensinnig genug, um alles in sich zu verbergen. Die Kleine mit dem nun im Tageslichte vollends hell schimmernden Scheitel auf dem runden Kopfe und mit dem bleichgeröteten Gesichte hätte auf ein bewegliches Herz einen ebenso rührenden Eindruck machen können, wie entgegengesetzt auf ein kälteres einen geradezu widerwärtigen.

„Gut... ich geh'!“ sagte sie. „Ich kam gehn! Aber die Truhgn bleibt!“

„Sei so gut!“ war des Bauers Gegenruf.

„Ich hab' nur ein kleines Bündl... mehr als ich bracht hab', trag ich nit fort... alles andere bleibt.“

„Willst uns erst recht in die Sunderlichkeiten hineinbringen?“ sagte die Bäurin, nun mehr zu ihrem Mann haltend.

„Du gehst und nimmst dir deine Bescherung mit!“ sagte fest der Bauer. „Alles was dir gehört und drum und dran ist! Oder du bleibst und die Sach' wird ein ganz besonders End' nehmen! Also bleibst?“

„Bis morgen,“ entgegnete sie.

„Gut, und kein Wort weiter!“

Somit war die räthelhafte Angelegenheit vorläufig zu Ende oder nur noch für einen Tag ins Schweben gebracht. . . .

Dorf ging wackelig wie immer an ihre Arbeit.

Es war ein trüber, ein mürrischer Tag im Hause. Der Scharnegger war gar nicht zu beruhigen. Es hatte ihm das Dirnl, die Wali, vorerst gar so gut gefallen, daß er sie jetzt doppelt haßte, weil er sich in allen Voraussetzungen getäuscht. Die Emerenz fühlte, daß sie doppelt scharf bewacht sei in ihrem Verkehr mit dem Mädchen, dem sie so gut geworden. Und die Wali war so still in sich verschlossen, ja in einer Art Trutz, daß sie selbst jener keine Mitteilungen machte. Wozu auch? Es war der Wali im Innern nicht recht, was geschehen, es that ihr nicht wohl, was vorgegangen. Fort mußte sie. Und wie leichtem Herzens wäre sie gegangen, wenn nicht der Sceph gerade in der letzten Zeit sie mit einem Mädchen, ja mit der Schnur an sich fesseln gewollt. Wozu sollte es? Wozu war es gut? Sie wollte in die Ferne und der Sceph mußte dabeim bleiben, gehörte zu dem Wald und konnte nicht weiter. Was sollte aus einer solchen Beziehung oder Art Verbindung werden? Und wenn sie

jetzt mit dem Sceph noch zu letzter Zeit sich zeige, so können die Leute meinen, sie habe während längerer Zeit, derweil sie dagewesen, ein heimlich Verhältniß mit ihm gehalten. Das schädigte ihren Ruf. Keine üble Nachrede sollte ihr irgend ein Mensch geben können. Und wenn sie eine ungewöhnlich kurze Dienstzeit gehabt... ja hinaus müsse... so sollen doch alle Menschen außer dem Scharnegger sagen müssen: Es war eine rechtschaffene, mangellose Dirn, schad' um sie! — Das war ihr richtigster, bester Stolz da.

Und wenn der Sceph nur sichtbar geworden wär'. Der Schafstebub' aber erzählte, daß die Holzknechte ihre Hütte auf der Rauchenleiten neu aufgeschlagen hätten. Und da mußte der Sceph im Wald sein. Ob er dort übernachtet? Ob er nachts heimkäm? O, nachts heimlich ihn auf dem Weg suchen... heute noch zu ihm gehn? So überwacht, wie Wali heute hier war? Nein und hundertmal nein!

Ihn geradezu rufen lassen? Den armen Menschen, der es so gut mit ihr meinte, zu schanden machen, da, vor allen Leuten? Das hatte er doch nit verdient. Das beste schien ihr, sie lasse die Truhe stehen, wo sie gestanden, und das andere werde sich schon finden. Am Ende gehe die Sache aus, daß ihrem Rufe kein Schaden und dem Sceph nicht allzuhart geschehe, wenn sie einmal fort und die Sache gar nicht mehr von Wichtigkeit ist.

Am Abend ging der Sceph vom Walde heraus und es war ihm so schwer ums Herz. Er hätte gern von dem Gescheide und den Folgen seiner Nikolobescherung gewußt.

Er wollte, er konnte nicht ins Hans zum Scharnegger, er durfte auch nicht die Wali sehen oder sprechen wie eine andere, er hatte kein Zeichen von ihr erhalten, wohl keines zu erwarten; es war dem Verliebten ums Herz wie nie in seinem Leben.

Auf der Wiese am Waldrande wendete der Knecht des Scharneggers noch Streu am Spätabende. Sceph trat absichtlich hinzu und begehrte Feuer von ihm für seine erloschene Pfeife. Er hatte die Absicht, ein Gespräch zu beginnen, um vielleicht etwas Neues aus dem alten Schwäger herauszubekommen. Bald war allerlei gefragt und bald war der Knecht mit der Neuigkeit heraus, es habe sich eine kuriose Sache im Scharneggerhof begeben und die Wali, das übertrugige kleine Ding, müsse außer Haus und schon moring.

Moring (morgen)! Das Wort fiel wie eine Zentnerlast auf die Brust, wie ein Blis ans heiterer Höhe, dem Sceph. Und allgemach ward ihm die ganze Auseinandersetzung, daß kein Mensch wisse, woher die Truhe stamme, daß die Dirn so verschlossen wie eine, die man schier martern könnte, ehe sie ein Wort sage, und daß der Bauer geschworen, sie dürfe nicht so fort, sondern nur mit der Truhe und ihrem Allen darin, er lasse sie ihr sonst nachtragen bis vor das Dorf!

„Soll einspannen lassen, hab' ich ihm g'sagt,“ berichtete der Knecht, „und soll sie hinausfahren lassen, hab' ich ihm g'sagt; aber da hat er mich wieder geschimpft fürs Geschweinste, wie immer! Und die Truben steht, wo sie gestanden, is das das Geschweitere?“

„So, so, hm!“ Der Sceph drückte den Deckel seiner Pfeife so zu, daß es laut klapppte, und schmalzte.

„Moring in aller Früh ist's aus und g'sehen, und wär' ich das Dirnl, ich wär' heut' davongeloffen,“ sagte wieder der Knecht, „dem belurt und belauert is sie heut' den ganzen Tag, daß sie nit die Augen aufschlagen kann ohne Bemerken der Leut'. Ich ließ alles da und lief davon!“ rief er plötzlich auf.

„Ja, aber wieder der Alte...“ verbesserte er sich.

„Und der hat geschworen?“ frug Seph.
„Geschworen!“ beteuerte der Gertrage.

Der Seph setzte seinen langen Stock, an dem Klasten und Meter eingeschnitten waren, fest in den Grund und ging, sich kurz verabschiedend, seines Weges, während welchem er den Rauch bezahlt wolkenreich von sich stieß.

Des nächsten Morgens war der Scharnegger am frühzeitigsten wach. Er hatte, soweit menschenmöglich und bis auf die Zeit der kurzen Nachtruhe, welcher er nur bedurfte, aufgepaßt, daß nichts geschehe, was ihm etwa zuwider sein könnte. Die Emerenz ward so viel wie möglich fern von dem verderblichen Einflusse der Dirn gehalten, hinter der allerlei Heimlichkeit, nach des Waters Verdacht, stecken mußte. Und im Morgendämmern, nachdem er noch abends bezahlt und berichtet hatte, was zum Ausstände gehörte, harrete er, was kommen und ob und wie doch sein Wille geschehen werde.

Ihr „Gott's Gott!“ hatte die Dirn zum Lohn und Gehührenden gesagt, so ruhig, als begänne sie im Hause gleich wieder von vorne, und kein Wort weiter und keinen Trug und kein Bedauern und keine Bitt um Verzeihen und Gutgedenten. Er schüttelte den Kopf.

Dort hatte überlegt, ob sie dem Mädchen verpflichtet und wegen einer heimlichen Mitschuld angängiger sein sollte als irgend jemand. Aber sie dachte wieder: jene mag wissen, was sie thut, und deren Sach' ist alles weitere. So blieb sie zuletzt gleichgültig und suchte nur unverdächtig und unbehelligt ihrer Wege zu gehen. Ihre Schuhe waren ja in jener Nacht einwärts und auswärts gestanden, es war also nir Gewisses, sie mußte alles thun, um weilers im Hause zu verbleiben.

Der Scharnegger stellte sich im Morgendämmern breit vor die Küchen- und Sturzhüre unter Dach. Er wollte seinen Willen sehen und haben. Er wendete kein Auge, als das Mädchen hörbar schon von der Holzstreppe herabkam und sich in der Küche die Hände der Weiber zum Abschied entgegenreckten. Er erblickte nur endlich an der Thür etwas Weißes und erkannte ein Bündlein und war auf das Postbrechenlassen seiner ganzen herrischen Strenge gefaßt.

Da kam Wali heraus. Und sie... sagte noch nicht „Vshüt Gott!“ sondern „Grüß Gott zum Moring!“ und wendete um ihn herum und ging zur Truhe... sie wollte wohl das Bündlein hinein thun.

O, der Bauer wuchs empor! Er hatte seine Herrlichkeit!

„Recht so!“ rief er auf, da er sich nicht enthalten konnte! „Das gilt! All dein Hab und Gut oder gar nix!“

Verfasser: Belfort-Lexer für 1891.

Sie hatte sich's während der schlaflosen Nacht überlegt. Sie wollte die Last selbst auf sich nehmen und auf die Landstraße tragen, wo der Bot' kommen müßt, und dem werde sie schon Auftrag geben, ohne daß die Peut' da, und überhaupt, daß es unauffällig und keine andern Menschen wüßten.

All' dein Hab oder nix, hatte der Bauer gesagt, und Wali kniete ganz einsam hin und erfaßte mit beiden Armen die Last und wollte sie auf sich nehmen. Es werde ihr schon jemand helfen, dachte die in sich Gekehrte, Stille.

Da wollte sie heben, heben, sie konnte nicht, sie hatte sich für zu stark erachtet.

Der Knecht kam geschäftig heran.

„Wart', es wird gleich gehn, ich helf' dir!“

Er setzte an, er hob an... es ging nicht.

„Was taufig! Hast ein' Reichthum, ein' goldigen Schatz hinein than? Es is mentlich (sehr schwer)!“

Sollte ihr jemand noch Böses angethan, etwa noch Steine hineingelegt haben? Nur keine Schande und keinen Spott da!

Sie hoben beide an. „Sapperment, da gehört ja noch ein Mann und keine Dirn dazu!“

Und kaum hatte er das gesagt und wie unwillkürlich an den Dedel gefaßt, da hob sich dieser Dedel und in der Pfüftung war ein Kopf sichtbar und nach dem Kopf rasch ein ganzer Körper... noch ein Mann war da... und unter dem Aufschrei „Seph!“ von vielen Seiten erhob sich dieser, stieg heraus und zeigte sich vor allen.

Freilich, er hatte sich's einsamer gedacht. Aber so gekommen und geschehen war's nun.

„Was ist das?“ rief der Bauer fragend auf,

Mund und Augen bis zur Möglichkeit anseinanderweitend.

„Du hast gesagt, die Dirn geht nur mit allem ihrem Hab' und Gut... und weißt, ich gehö'r' ihr... und laß sie nit allein und nit mit dem Bündl fort... wie du!“

„Seph!“ schrie die Stimme der Emerenz aus allen heraus.

Sie ging aber auch zu der kleinen Dirn, der Wali, die stand und von der aller Augen vorerst wegen des Seph weggewendet waren — die stand und nicht wußte, sollte sie auflachen, weinen, aufschreien und jubeln oder stumm zusammenstinken.

Seph aber nahm sie um den Hals und drückte sie an sich... und an seiner Brust kam sie halb und halb zur Besinnung, in übermäßiger Wonne und Schmerzhaftigkeit.

„Sehen hab' ich das Dirn nit können... wissen hab' ich müssen, ob sie zu meiner Sach' halt' oder nit... und ich hab' mir nit anders zu helfen g'wußt... so hab' ich's g'macht... helf' mir Gott... anderweis ging's



„So hab' ich's g'macht, helf' mir Gott.“

fächer mit . . . und so, Bauer, wenn du mir dagegen hast, bleibt die Dirn noch bis zu Lichtmeß da, und dann ist unsere Hochzeit.“

„Gelt, Wali?“ fragte er noch, „du gehst nur mit dein besten Hab' und Gut für allzeitlebens?“

Das war bald geordnet und gerichtet.

Der Scharneggerhof hatte sein besonderes aufregendes Ereignis, seine seltsame Bescherung und es war ringsum nirgends verboten, davon zu reden.

Die Leute mit heiterem Gemüt hatten rechtes Gefallen daran.

Dorel hatte auch einmal eine Freude nach ihrer Art, und die zweifelhafte Schub-Entscheidung endete mit der festen Bestimmung, daß sie im Hause verblieb.

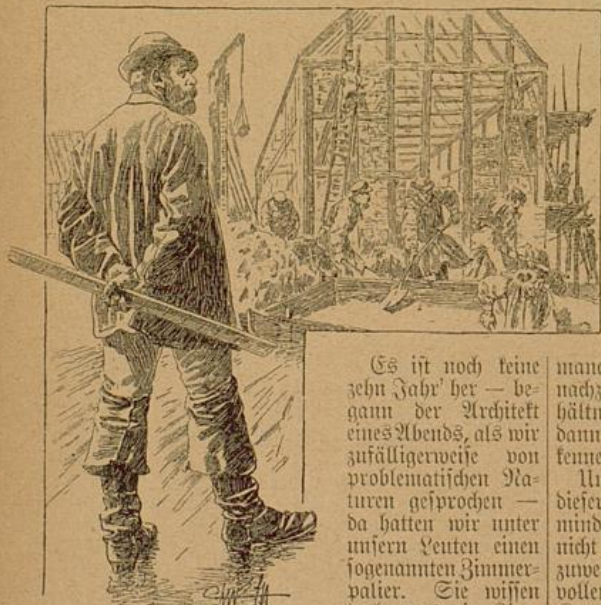
Des Scharneggers getroffene Nase konnte weder damals in der Vöhlnacht, noch je später entscheiden, ob ihm Walis Schub nach einwärts oder auswärts zugefallen. Und die Zuversicht der Emerenz, nach dem Vöfeln, hat sich nicht erfüllt in demselben Jahre. Des Vaters widerstrebende Beharrlichkeit ließ sie auf einen Fasching abermals warten.

Die prächtige Truhe, welche zuerst wegen des Hausschatzes sehr in Betracht gezogen war, prangt in des Waldgebers Häuschen an einem vornehmen Platz. Und wenn dem Elternpaare zu viele Kleine schreiben sollten, so wird sie doch nach des Schullehrers Weisung zu einem „Altertumssteg“ wandern, der soll sie in Gottes Namen gut verwenden, in Ehren, wenn er will zu einer Bescherung — sie war, ist und bleibt eine „Schatztruhe“.

Kaum aber wird die Nikolonacht leicht wieder zu so gutem Andenken kommen und wird noch so oft freudig ausgerufen werden: „Schöne Bescherung!“

Die Lust am Wald.*)

Von Julius Groffe.



merpalier ist — der Aufseher und Auszahler, der Macher und Sprecher, — eine Art Generaladjutant des Bau-

*) Aus dem Cyklus „Die Novellen des Architekten“ von Julius Groffe.

führers oder noch besser der Feldwebel und Vertrauensmann sämtlicher Arbeiter. Das Wort soll von Partieren herkommen, — ob es wahr ist, mögen die Gelehrten unter sich ausmachen.

Das war also bei einem Neubau, den ein reicher Gründer in G. aufführen ließ, einer von denen, die auf unbegreifliche Weise rasch in die Höhe gekommen, wie es nur jene verstehen, die einen Sinn mehr haben müssen als wir andern Sterblichen. In der Regel kommen solche als arme Hausknechte an, dienen ihre Zeit ab in einer Ausspannung oder in einem Hotel. Nach zehn Jahren trifft man sie wieder als Oberkellner oder Portier, — plötzlich als Geschäftsführer und Teilhaber. Nach wieder zehn Jahren haben sie selbst ein Hotel, dann zwei, drei — mehrere Häuser und in dreißig Jahren sind sie Millionäre und Wämmen bei der Stadt. Wie sie das machen, ist mir immer ein blaues Wunder gewesen und ein Kapitel von der praktischen Kabbala, die uns ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln bleibt.

Solch einer war Herr Moderich Frost & Co., der eine halbe Straße, ja einen ganzen Stadtteil sein nannte und sich jetzt ein neues Palais aufführen ließ. Wir hatten bei dem Bau eine Menge Menschen nötig und konnten nicht immer wählerisch bei der Annahme sein. — Desto mehr war es unter Zimmerpalier Konrad Raubmann; denn ein einziges rändiges Schaf verdürbe die ganze Herde, pflegte er zu sagen, und so blieb er unerbittlich in der Auswahl und wir ließen ihn gewähren. — Ueberhaupt ein Prachtmensch in jeder Weise, dieser Raubmann, hünenhaft groß, breitschultrig und doch ebemäßig, blondhaarig, blauäugig und vollbärtig, das wahre Musterbild eines Ugermanen von gewaltiger Kraft. Und wenn zuweilen der Bauherr neben ihm stand, eine kleine verhagelte Gestalt mit schwächtigen Gliedern, flavisch schief geschlittenen Augen und aufgedunsenem Gesicht, dann mochte man wohl fragen: Herrgott, wie ungleich verteilt sind deine Gaben? — Warum muß dieser Riese im Joch dieses Zwerges ketten, und woher nimmt er die heroische Geduld, daß er bei allen Mörgeleien und souveränen Launen des Bauherrn nie ein Wort der Entgegnung fand?

Aber nicht bloß ein Riese war Raubmann, er war auch ein Charakter, zuverlässig wie Gold, mäßig, unbestechlich treu, ein wahres Muster von Mensch und ein guter Sohn obendrein. Ausser für eine alte franke Mutter hatte er auch noch für eine Schwester zu sorgen, eine Witwe mit fünf Kindern, der Mann war als Dachdecker verunglückt. Konrad Raubmann erhielt seitdem die ganze Familie, und ich weiß, daß er sich selbst

manches entzog, um allen seinen übernommenen Pflichten nachzukommen. Sehen Sie, wenn man von solchen Verhältnissen eines Menschen weiß und ihn alle Tage sieht, dann glaubt man zuletzt, ihn auswendig und inwendig zu kennen, und in alle Wege auf ihn bauen zu können. — Und dennoch hatten wir uns in ihm getäuscht. Auch dieser blonde Ugermane war unberechenbar und nicht minder eine problematische Natur in seiner Weise, — nicht entfernt der Dudnäufer, wofür ihn Herr Frost zuweilen halten mochte. Nein, wie die meisten charaktervollen Menschen hatte auch er seinen undurchsichtigen Kern, sein Geheimnis, wie ich aus verschiedenen Gründen übrigens längst vermutete.

Eines Nachmittags — es war an einem Sonnabend, wir hatten den Bau wiederholt revidiert, auch besprochen, was in nächster Woche zu geschehen habe, die Rechnungen waren durchgegangen und die Leute ausbezahlt,

wie es immer an diesem Tage Brauch ist — da fiel es mir auf, daß der lange Konrad Raubmann immer noch dableib und auf etwas zu warten schien, beides ganz gegen seine Gewohnheit, denn in der Regel schritt er rasch nach seiner Wohnung, wenn nicht seine alte Mutter oder seine Schwester kam, um ihn abzuholen.

Heute stöberte er in den Spinden herum, studierte die Landkarten und Fahrpläne an der Wand, sprach mit diesem und jenem, den er zurückhielt, und schoß wiederholt einen forschenden Blick aus seinen bligblauen Augen zu uns herüber.

Das fiel mir auf, umsomehr als er schon den ganzen Tag über sonderbar blaß und zerstreuter als sonst, ja offenbar verstört gewesen war.

„Was habt Ihr, Raubmann?“ fragte ich endlich.

„Herr, Herr Kondukteur,“ sagte er merkwürdig verlegen und klappte das Metermaß wieder auseinander. „Ich hatt' Euch wohl etwas im Vertrauen zu sagen.“ —

Als führte ich ihn abseits zu dem Schuppen, wo die Arbeiter ihre Werkzeuge unterbrachten, auch sonst ihre Rast zu halten pflegten beim Frühstück und mittags, jest war er leer.

„Also was habt Ihr auf dem Herzen?“

Aber der lange Hüne wollte erst gar nicht mit der Sprache heraus und machte eine lange kraule Einleitung. Nun hatten wir zusammen gedient und den Krieg von 66 mitgemacht, Raubmann war Flügelmann gewesen, und wenn man so nicht bloß, wie das Sprichwort sagt, manchen Scheffel Salz mitammen geessen, sondern auch manche Portion Pulver und Blei miteinander verschossen hat und dem Tod ins Angesicht gesehen, da findet sich ein vertrauliches und offenes Wort ohne Umstände.

„Schaut, Herr Kondukteur,“ sagte er, „wir haben doch manches zusammen erlebt, was nicht alle Tage vorkommt. Wißt Ihr noch bei Trautenau und Nachod, wo wir die Batterie nahmen und im Wald bei Königgrätz, wo die Kugeln wie Mützen um uns flogen und die Baumäste niederrasselten. Einmal wurde Euch schlecht, weil Euch so ein Splitter gefügt und eine blaue Hummel im Abprallen gestrißt. — Na, wir hatten ja noch einen Schlud übrig allezeit, und wie's nachher der Herr Vicefeldwebel wettgemacht — da soll einer kommen. Jawohl, als die große Krankheit nachher einfiel und als ich schon aufgegeben war im Spital, wie da der Herr Vicefeldwebel mich gepflegt und auch Geld weggeschickt haben an meine alte Mutter, das werd' ich nicht vergessen auf lebenslang. Drum möcht' ich heit Ihren Rat haben in einer wichtigen Sache —“

„Was ist's denn? Ihr wollt doch nicht etwa gar auswandern?“ fragte ich auf gut Glück, denn dem Mann war nicht beizukommen.

Da stuzte er doch und sah mich überrascht an, während es um seine Mundwinkel zuckte, als hätte ich doch eine wunde Stelle berührt.

Darauf begann er nach einer Pause mit einer ganz neuen Einleitung.

„Schauet, Herr, — wenn einer den ganzen geschlagenen Tag seine schwere Arbeit thut, nachher will er auch seine Erholung haben. Der eine geht zum Schat, der andere zum Kegeln, der dritte fest sich auf die Bierbank, wenn ihn nicht der Hafer sticht, daß er sonstwie noch anders ausschlägt. Das ist alles nichts für mich, — ich hab' nur eine Lust — und das ist die Lust am Wald, ja wohl am frischen grünen Wald, und das Herz geht mir auf, wenn die Wipfel über mir rauschen und ich weitab im blauen Forst bin, wo ich die ganze Welt und die Menschen vergessen kann. Ich mein' allweil, das muß wohl im Blute liegen, denn mein seliger Groß-

vater ist Förster gewesen; und ich wär' unfehlbar auch so ein Grünrod geworden, wenn ich nicht schon in jungen Jahren hatt' zugreifen müssen und verdienen, um meine Leut' zu erhalten. Es giebt ja sonst Zerstreung und Dufel genug, wer's sucht; — ich bin am Glaset wie an den Schürzen vorbeigegangen, aber die Lust am Wald ist mir geblieben, so oder so. Nun geht's zwar nicht am Werketag, wie Ihr wißt, und am Sonntag möcht' ich kein Argernis geben. Arm bin ich auch und die fünf Würmer wollen leben; so schleich' ich denn ab und zu bei der Nachtzeit hinaus —“

Da schoß mir das Blatt, wie man zu sagen pflegt. Daher also sein verschlossenes und verstörtes Aussehen, das mir einigemal aufgefallen war.

Nun lag alles am Tage.

„Mensch, Ihr treibt also Wittdieberei — —“

„Mein Gott, redet nicht so laut, Herr,“ fiel er ein, „und warum denn gleich so schwere Worte brauchen und so unehrliche! Was liegt denn an ein paar wilden Kaninchen, die sind bald immer wieder vollzählig. Und es kann doch keine Sünde sein, so gefräßiges Ungeziefer zeitweil' zu mindern. Vorsichtig bin ich auch, um auch da kein Argernis zu geben. Ist auch alles lang gut ausgegangen bis gestern, Herr, — ja gestern hat's großes Malheur gegeben, und nun ist's aus, nun geht mir's Wasser an den Hals und ich bin ein verlorener Mann, wenn niemand mir helfen will.“ Dabei biß der Mensch im Grimm auf den Bart, und es arbeitete seltsam in seinen Wienen, als müßte er um jeden Preis die Thränen überwinden. Er that mir wirklich in der Seele leid.

„Was ist denn vorgefallen, Raubmann, — seid Ihr geziehen worden?“

„Ach, wenn's nur das wäre, — aber es ist mehr, Herr. Schaut, Ihr kennt doch die Seeberge. Wie schön ist's da oben. Da wimmelt's von Hunderten von Kaninchen, denn sie haufen in den Sandlöchern. Aber auch Hasanen hat's die schwere Menge in der Schomung, jeit sie besonders gehegt werden. Früher hielten sie nicht stand und gingen immer wieder ein, jeit seit zwei Jahren halten sie aus, und das ist mein Unglück geworden, denn ich sehe die schmucken Vögel gar zu gern, — ohne ihnen etwas zu thun. Das Schiefen im Flug ist nicht meine Sache, und sie bloß flügelstumm zu schießen, das wär' leicht Nasjägeri, damit will ich mich nicht befassen. Aber schaut, wenn ich nun meine Freund' hab' an den bunten Vögeln, dann kommen auch unversehens die Kaninchen wieder, und dann ist's um mich geziehen. Gestern vollends — denkt Euch — komm' ich in die Pichtung, da steht gar ein Rehbock, a's wär' er hergezauert. Wenn der liebe Gott solch Glück beschert, der darf nicht nein sagen, das wäre eine Todssünde für den Weidmann. Also hab' ich ihn geschossen.“

„Freilich ist mir's wie ein Mord vorgekommen und ich hab' mich auch eine Viertelstund' lang nicht rühren können. Endlich, als ich hin will, wie ein armer Sünder, hör' ich die Zweige knacken, und als ich aufschau', da steht auch schon der Förster und ruft mich an und liegt im Anschlag.“

„Nun wißt Ihr aus dem Jahr sechsundsechzig, wie einem alten Tirailleur zu Mut ist. Die Oesterreicher Kaiserjäger hatten dieselbe grüne Uniform, und wie viel haben wir weggeknallt ohne Erbarmen. Im Nu lag mein Stutzen an der Wade.“

„Da auf einmal geht des Försters Schuß los und im selben Augenblicke schlug mir mein Büchsentolben an den Kopf, — mein Stutzen war eben auch losgegangen —“

„Heiliger Gott! Ihr habt ihn also erschossen —“
Da griff mich der Kiese am Arm und wieder zuckte es über sein bartumwaltetes Gesicht, und die Stimme war wie ausgeblasen.

„Ja wohl, Herr Kondukteur, so hätt's kommen können, und es war gar nicht meine Schuld, daß das Schlimmste nicht zutraf. Nein, Gott sei ewig gelobt, er lebt noch, — aber getroffen ist er freilich und erkannt hat er mich auch. — Laßt Euch sagen, kaum daß ich ihn stürzen sah, so schnellt' es mich empor — heiliger Gott — du bist ein Mörder geworden; ich wollte fort wie gejagt von tausend Teufeln, — aber es ging nicht, ich war wie angenagelt — oder als hätt' ich einen Zentner Eisen an den Füßen; — kurz, ich mocht' wollen oder nicht, ich mußte hin und mein Werk ansehen. Der Mond trat gerade hinter den Wolken hervor. Da lag er denn der Förster wie leblos ausgestreckt in den Walderdbeeren, daß ich nicht anders meinte, als ich hätte ihn mausetot geschossen. Wie ich mich hinunterblickte, sah ich, daß unter seinem offenen Rock das Blut über das Hand lief. Auf einmal ab'r regte er sich und wollte sich aufrichten, doch sank er zurück und war wieder ohne Besinnung. Zum Glück war eine Quelle in der Nähe, ich lief sofort hin und holte Wasser, in der Klatsche war auch noch ein Schluck. Endlich kam der Förster wieder zu sich und fuhr mit der Hand gleich nach dem Schlüsselbein und nach der Schulter.

„Was wollt' ich nun machen. Mit Aufbietung meiner letzten Kräfte schleppte ich den schweren Mann durchs Gestrüpp und bis zur Hütte des Waldhüters, wo er wenigstens unter Dach und Fach war. Bis zur Sternwarte war's zu weit, und die Wä'r' auch geschlossen gewesen. Dann bin ich noch eine Stunde in der Waldhütte geblieben und hab' den Verwundeten gepflegt und verbunden, so gut ich's konnte. Hätte auch alles gern mit ihm durchgesprochen, aber er gab mir keine Antwort; nur starr angesehen hat er mich in einem fort, als könnt' er mich mit seinem Blick bannen, mir ist ganz unheimlich geworden.

„Endlich bin ich ins Dorf hinunter, hab' einen Hirtenjungen aus der Herde geholt, den ich von früher kannte, und hab' ihn in das Forsthaus geschickt, hab' auch ganz genau beschreiben lassen, wo der Mann läge, so daß sie ihn noch in der Nacht holen lassen konnten, wie es denn auch geschehen ist. Den Hiebbock hab' ich liegen lassen, aber was soll ich thun — was soll ich thun?“

„Ihr seid ein häßlicher Mensch,“ sagte ich, — „aber wie ist's denn mit der Wunde?“

„Darauf versteh' ich mich freilich nicht, — das Schlüsselbein ist getroffen, aber die Kugel scheint bei der Schulter

heraus zu sein. Der Förster hat mir sagen lassen, daß er wohl davon kommen würde und in zwei Monaten wieder auf dem Zeug wäre. Mir ist's seitdem wie ein Stein vom Gewissen, aber das wird mir nichts helfen.“

„Wenn die Sache so ungefährlich ist, so geht hin und stellt Euch dem Staatsanwalt. Höchstens giebt's ein halb Jahr Gefängnis.“

„Wär' schon recht, aber die Sache hat einen Haken. Wissen,“ fuhr er nach einigem Stoden fort, „ich bin vor anderthalb Jahren schon zweimal bestraft worden, eh'r Ihr bei uns wart, — das erstmal mit Gefängnis, das zweitemal bin ich kaum am Zuchthaus vorbeigekommen; bekämen sie mich noch einmal, sagte der Richter, so soll ich mich gleich auf ein paar Jahr' gefast maden.“

Ich wunderte mich im stillen, daß ich von all diesen Dingen noch nie etwas gehört hatte, aber der Mensch war eben in seinem Fach so tüchtig und den Arbeitern so

ans Herz gewachsen, daß jedermann wie auf Verabredung davon schwieg.

„Dann bleibt Euch freilich kein Ausweg übrig, als Ihr müßt fort — rasch fort.“

„Ja, das meinte meine alte Mutter auch, — aber Flucht und Reife ist bald gesagt, — ja wie denn, Herr Kondukteur — wie denn?“ Ich meinte nun schon, daß es am Besten feblte, und überlegte einen Augenblick.

„Wartet hier ein paar Minuten,“ sagte ich dann zum Bedrängten. Ich will versuchen, die Sache mit dem Bauherrn auszumachen. Vielleicht hat er ein Einsehen und Ihr könnt fort —“

Aber das war leichter gesagt als gethan. Herr Roderich Frost & Co. erschrak bis zum Tode, als er hörte, welchen gefährlichen Nimmerod er bei den Leuten habe. Selt-

samerweise war auch ihm die Leidenschaft des Jägers ein Geheimnis geblieben, ob schon er selbst Jäger war und ob schon der lange Vaubmann, wie sich herausstellte, mit oder ohne Absicht gerade auf den gepachteten Jagdgründen des Bauherrn den Wald zu bewundern liebte. Drum fuhr Herr Frost & Co. zuerst gewaltig auf, endlich den Störer seiner Passion zu haben, und schwur, den Undankbaren gehörig häßen zu lassen. — Aber seltsam, gerade der Gedanke, mit Polizei und Gericht zu thun zu bekommen, wirkte auf seinen Grimm mit besänftigender und abschwächender Gewalt. Ich brauchte ihm gar nicht anzudeuten, daß es nicht gerade politisch sei, einen sonst harmlosen Kaninchenschützen zu seinem persönlichen Todfeind zu machen, — nein, die bloße Aussicht, in nähere Berührung mit den Herren von der Justiz zu kommen, schien dem reichen Gründer eine fatale Unbequemlichkeit, ein unerträglicher Mißstand, auch wenn er diesen Widerwillen vor mir zu maskieren suchte. Es sei schon wahr, sagte er, diese Herren Beamten seien den



Da lag er denn der Förster wie leblos ausgestreckt in den Walderdbeeren.

armen Leuten obnehin auffällig und suchten immerfort nach Gründen, mit ihm, das heißt mit seinen Arbeitern anzubinden wegen demokratischer Untriebe und so weiter. Er aber habe ein menschliches Herz und frage nichts nach der Parteifarbe, — kurz, er bewilligte meine Wünsche weit über meine Erwartung und zahlte dem Zimmerpazier ein volles Quartal im voraus, obwohl es eben erst begonnen.

Inzwischen hatte ich einen Arbeiter an die Familie Laubmann geschickt und ließ die Schwester unter irgend einem Vorwand auf den Bauplatz rufen.

Die Schwester war eine tüchtige, resolute Frau, wie sie vorzugsweise auf dem Wald gedeihen — ein weiblicher Konrad Laubmann in allen Stücken. Ich hatte sie als Frau des Dachdeckers schon früher gekannt. Die kam auch gleich mit gewaltigen Schritten und in häufigster Sorge. Das scheue Wesen des Bruders war auch ihr schon am Morgen aufgefallen und die alte Mutter mochte auch nicht geschwiegen haben; sie kannten ja beide seine unglückselige Leidenschaft.

Nun gab es einen ergreifenden Abschied, nicht gerade reich an Worten, das ist nicht die Art wie bei Stadtleuten, die sich noch tausend Dinge zu sagen haben. Freilich weinte die Frau und der lange Konrad bis auf seinen Bart, — überhaupt schien er jetzt noch viel gebräuneter und verzagter, so daß ihm die Schwester noch Mut einprechen mußte: sie wollten sich schon tapfer durchschlagen und wollten auch nachkommen, wenn's ihm gut ginge, sie hätten ja längst viel Freunde drüben in Amerika und, wer weiß wie oft, selbst dran gedacht einzuzwandern. Seine Sachen wollte sie ihm nachschicken nach Bremen, wo er auch ein Unterkommen finden könnte bei alten Bekannten.

Endlich ging der Mann zu Fuß ab bis zur nächsten Bahnstation, und die Schwester begleitete ihn eine Stunde weit.

Noch am nächtlichen Abend ging ich hinaus zum Forsthaus hinter den Seebergen. Der Förster war richtig in seiner Wohnung und lag zu Bett, ließ mich aber ohne weiteres vor. Wir kannten uns seit Jahren und von manchem schönen Tag her. Beim berühmten Schützenfest in G. . . . , beim Walddereinstag auf dem J. . . . berg, beim Veteranenfest der Kriegervereine in W. . . . und sonst hatten wir uns oft gesehen und ich durfte den alten originellen Mann wohl meinen Freund nennen. Freilich sonst war mit Herrn Schorn nicht gerade gut Kirichen essen. Der pflichttreue, unbarmherzige und hitzköpfige Beamte war weit und breit als Waldteufel und Esbär gefürchtet. Eine dunkle Sage ging sogar, daß er mehr als einen Wilddieb auf dem Fleck erschossen. Vielleicht deshalb war er diesmal umsonst aus dem Konzept gebracht.

So erschien es mir wenigstens, als wir ins Gespräch kamen. Er erriet schon, weshalb ich ihn aufgesucht, und sagte sogar voraus, daß ich die Hauptsache bereits wisse. Einfügen muß ich, daß er, wenn auch noch im Wundfieber, dennoch bei vollen klaren Sinnen war.

Er schilderte den Vorgang der verfloffenen Nacht genau so wie der lange Konrad, er wußte auch alles, was der Wildschütz mit ihm gethan, wie er ihn verbunden, fortgebracht und so sein Leben gerettet habe. Das alles dünkte dem alten Förster schier unbegreiflich. Jeder andere Wildschütz hätte den Verhafteten mitleidlos kalt gemacht, und darauf war er völlig gefaßt gewesen. Nun diese unerwartete Schonung und Rettung — das ging schnurstracks gegen Kriegsbrauch und Kriegrecht, ja eigentlich gegen alle Moral im großen Kampfe der Grünröcke und Wilderer. Allerdings hatte er den Laub-

mann längst schon auf dem Kerbholz, ja er hätte ihn mehreremals warnen lassen, daß keinardon gegeben werde. Nun war es umgekehrt gekommen, und so sprach er denn mit gewissem Respekt, ja mit unverhohlener Sympathie von dem merkwürdigen Burschen, war auch bereit, seine offizielle Anzeige noch um 24 Stunden aufzuschieben, bis es zweifellos, daß der Flüchtling glücklich entkommen sei. Am meisten bekümmerte ihn schließlich, — nicht daß er vielleicht einen bleibenden Schaden davontragen werde, aber daß er dann seinen Hausstand verändern müsse. Bisher hatte er mit einem alten diebischen Knecht allein gehaust, nun müsse er doch daran denken, eine alte Muhme oder auch eine Nichte von „über dem Wald“ aus dem Meinungenschen kommen zu lassen, damit sie Ordnung halte und dem Knecht auf die Finger sehe. Diese Aussicht auf Weibsbilder und Unterstöcke machte den alten Knasterbart jetzt schon ganz rabiat und drohte die Heilung zu verzögern.

Damit ich es gleich hier einschalte: eine allerliebste Nichte kam schon nach einer Woche glücklich an und gewann bald das Herz des alten Knechts, der sich in seiner neuen Nichte- oder Großvaterrolle höchst beglückt fühlte. Auch der lange Konrad Laubmann war inzwischen glücklich nach Amerika entkommen.

Wie Sie wohl denken können, interessierte mich der ganze Fall. Ab und zu besuchte ich den Förster und ebenso die Familie Laubmanns, die sich redlich und notdürftig durchhalf. Nach ein paar Monaten kam denn auch ein Brief aus Milwaukee und die alte Frau gab ihn mir sofort zu lesen. Unmöglich wär' es, das Geschreibsel zu wiederholen, man sah, mit der Feder war der wackere Laubmann nicht so bewandert als mit dem Zimmermannsbeil und der Jagdbüchse.

Die Hauptsache lautete: es gehe ihm Gott sei Dank sehr gut und er verdiene jetzt schon die Woche über seine sechs bis acht Dollars und sehr bald mehr, so daß er Mutter und Schwester recht gut erhalten könne, aber das Heimweh — das Heimweh, darüber komme er nicht hinweg, — die Menschen daherum seien wie überall, aber das Land sei ganz erschrecklich.

Noch ein paarmal war ich in dem kleinen Häuschen bei den braven Leuten und immer war gute Nachricht da, Laubmann hielt auch Wort und schickte alle Monat Geld, zuletzt ganz beträchtliche Summen. Dagegen wurden die Briefe immer kürzer und leerer, am allerwenigsten konnte man daraus erfahren, was er eigentlich sei und betreibe. Von einer Aufforderung, ihm nachzukommen, war keine Rede mehr, ja, er verbot es zuletzt ausdrücklich, deshalb Schritte zu thun und das Häuschen in der Heimat ja nicht zu verkaufen. Seine Schwester wurde darüber ganz irre und mochte zuletzt selbst kein Geld nicht mehr annehmen, — wer weiß, womit das verdient sei.

„Sei keine Närrin,“ sagte dann die Mutter, „der Konrad war immer brav und wird sich lieber die Hand abhacken lassen, als sich auf etwas Schlechtes einlassen. Du wirst sehen, es wird alles noch ganz gut, wenn nicht für mich, aber gewiß für dich und die Kinder.“

Um jene Zeit war es, als ich meine Reise nach Italien antrat und G. auf längere Frist verließ. Dann verlor ich auch Laubmann und seine Familie aus den Augen.

Beinahe fünf Jahre waren verfloßen, als ich zurückkam. In solchem Zeitraum verändert sich viel in eines Menschen Leben, — auch viel in einer Stadt. Was war aus unserm Bantem geworden. Jenes Palais stand noch unvollendet als Ruine da, denn Herr Roderich Frost & Co. war mit dem allgemeinen Krach ebenfalls

in die Luft gestiegen; und es zeigte sich nachträglich, daß der damals reiche Gründer alle Ursache gehabt, sich die Justiz nicht zu nah auf den Leib kommen zu lassen. Sein Andenken war schon halb verschollen, aber andere setzten seine Projekte fort, den neuen Stadtteil auszubauen. Jetzt hatte man gerade eine Kirche begonnen und viele meiner früheren Arbeiter fand ich wieder, selbstverständlich unter einem andern Bauführer, der mich einlud, die neuen Bauten gelegentlich näher anzusehen.

So kam ich denn etwa nach einer Woche auf den Bauplatz hinaus und wurde mit großer Herzlichkeit empfangen. Als neuer Zimmerpalier fungierte jetzt ein früherer Arbeiter, ein sehr geschickter Maureraltgefell, den ich damals schon gekannt und den ich einige Tage zuvor in Laubmanns Familie als Hausfreund wiedergefunden, was mir manches zu denken gab, denn besonders mit der Schwester, jener Witwe des Dachdeckers, schien er auf ganz vertrautem Fuße zu stehen. Das ging mich allerdings nichts an, — ja es freute mich sogar, daß die verlassene Familie doch nicht ohne Schutz gelieben war. Als wir oben auf den Gerüsten waren, drehte sich dieser Mensch auf einmal zu mir und sagte: „Denken Sie, Herr Kondukteur, heute früh hab' ich den Laubmann gesehen —“

„Aber das ist ja unmöglich, — der ist noch in Kalifornien oder in Saint Louis, — dorthin waren seine letzten Briefe.“

„Ja, das war vor drei Monaten.“

„Aber Sie wissen ja, daß seine Familie keine neue Nachricht hatte, wie sollte er plötzlich hierherkommen —“

„Und doch muß es so sein. Ich kann es beschwören, es war seine Figur und sein Schritt. Aber nobel ist der Mann geworden, ganz anders als früher und fein wie ein Daus. Der muß großes Glück gemacht haben darüber. Der Keller und Seidler haben ihn auch gesehen und erkannt.“

Die Genannten, welche in der Nähe waren, stimmten gesprächig bei, und es gab eine wachsende Aufregung unter den Leuten. Die Frage vom Glück ist ja allzeit die, welche die Menschenherzen am leidenschaftlichsten bewegt.

Während wir noch davon sprachen und bereits einen der jüngeren beordert hatten, sofort Kundschaft in Laubmanns Haus einzuziehen, trappte plötzlich ein gewaltiger Mensch die Leiter herauf, und als der stattliche Herr oben auf dem Gerüst war, zog er den Hut.

„Der Laubmann!“ scholl es ringsum und hundert Hände streckten sich ihm entgegen.

Er war es denn wirklich, ein eleganter, imponierender Herr mit englischem Backenbart und das Kinn herausgerasiert. Das Gesicht war schmaler, schärfer und farbloser geworden, aber sein feiner Anzug und seine selbstbewusste Haltung, alles verkündete den Selbmademan. Sie können sich denken, wie stürmisch er empfangen wurde. Von allen Seiten drängte man sich herbei, ihn zu sehen und ihm die Hand zu schütteln. Viele zwar riefen ihn an: Laubmann, wo kommt Ihr her? — wo wollt Ihr hin? — macht, daß Ihr weiter kommt, oder man setzt Euch in den Schatten. —

Aber der Mann blieb ganz ruhig, ich möchte sagen gleichsam blasirt oder lebensmüde, obgleich das nicht das Richtige bezeichnet. Seine Gleichgültigkeit und aufgeknöpfte Art war allen unbegreiflich. Mittags gelang es mir, ihn mit mir zu nehmen.

Wir gingen in ein abgelegenes Kosthaus und ich ließ eine Flasche Wein bringen. Wirklich schien der eingeroftete Hüne endlich warm zu werden und aufzutauen.

„Ja, Herr Kondukteur,“ sagte er, „es ging mir, wie ich geschrieben, ganz vorzüglich, aber diese Amerikaner, diese Pantees — Herrgott, das sind ja keine Menschen mehr, — nur noch Gespenster oder Maschinen und ärger hinter den Dollars her, als ich seinerzeit hinter den wilden Kaninchen.“

„Was seid Ihr denn eigentlich gewesen?“

„O,“ sagte er leicht hin und wie von oben herab, „so allerlei, was Sie wollen, aber das ist da drüben einerlei. Zuerst wollt' ich Zimmermann oder Maurer werden, aber da kam ich schlecht an, schon weil es mit der Sprache haperte.“

So ward ich denn Zimmeranstreicher, dann Fensterrollenmalter und Tapetendrucker,

zwischendurch auch einmal Wärter in einem deutschen Boardinghaus, — einmal wollten sie mich zum Barrer haben, weil ich die Figur dazu hätte und die Lunge — und ein andermal sollt' ich mit aller Gewalt heiraten. War da ein deutscher Handelsmann mit zwei Töchtern, die ich schon auf dem Schiff kennen gelernt, — die eine konnte gut Klavierspielen und singen, die andere desto besser tochen, aber alle beide hatten sich's in den Kopf gesetzt, unter die Haube zu kommen. Etwas Vermögen war auch da, — aber — sonderbar — es war genau so wie mit den Japanen und Kaninchen. Bewunderte ich die eine, so war geschwind auch die andere da, so daß ich nicht dahinter kommen konnte, welches eigentlich die rechte für mich sei. So gab es denn Verstimmung und schließlich war die Sache am End', als ich in Chicago eine Stelle fand — bei den großen Schweineschlächtereien.



„Der Laubmann!“ scholl es ringsum.

Da konnten sie meine Arme und Muskeln brauchen, und ich schaffte reichlich so viel wie drei andere — und dreifach hab' ich dort auch verdient. Aber das ist ja kein Leben, kein Ausruhn, keine Natur — und vollends kein Wald, Herr Kondukteur, kein deutscher Wald.

„Die deutschen Eichen und Buchen und Tannen und der deutsche Vogelgesang wie in Thüringen — auch das Wild eingerechnet — seht Ihr, Herr, das brach' ich nimmer aus dem Sinn und endlich hat das Heimweh mich krank gemacht. Lieber laß' ich mich ein paar Jahr einsperren bei Wasser und Brot, wenn ich nur mein Deutschland wieder habe, meine Felder, meine Nichten und Tannen, — ich hätte weinen können wie ein Schulbub, als wir von Köln und Elberfeld durch Westfalen dahinfuhren.“

„Wart Ihr denn schon bei Eurer Familie?“

„Natürlich wohn' ich da, schon seit vorgestern, — was denken denn der Herr Kondukteur? — Hab' auch an die dreihundert Dollars mitgebracht, da werden sie schon einige Zeit leben können. Jetzt will ich mich stellen.“

„Bei wem — bei Gericht?“

„Stimmt ganz genau. Ich halt' es so nimmermehr aus. An den Kragen wird es ja doch nicht gehen. Der Förster Schorn ist wohlaufl, wie ich erfahren, und wenn ich nur deutsche Luft schnappen kann, ist mir's ganz einerlei, wo ich sonst bin.“

Da half nun kein Zureden noch Abmahnen, der Mensch setzte jeder Einwendung seine eiserne Stirn entgegen und es half auch nichts, daß ich ihm vorschlug, erst mit dem Förster zu reden —

„Was soll das nützen?“ sagte er. „Meine That ist damals angezigt, wie es sich gehört, und der Staatsanwalt wird sich nichts vom Förster vorschreiben lassen.“ Darin hatte Laubmann recht und so konnte nichts in der Welt seinen Willen ändern.

Er stellte sich noch am nämlichen Tage wirklich und wurde sofort in Haft behalten. In der Folge bekam er zwei Jahre Zuchthaus, — weniger mit Rücksicht auf seine Flucht und jetzige freiwillige Stellung, der man nur die Not als Motiv unterjoh — als um ein Exempel für andere zu statuieren, denn die Wildddieberei hatte seit den letzten Jahren mehr und mehr um sich gegriffen. Aber nun denken Sie nicht etwa, daß damit die Sache zu Ende war, — im Gegenteil, sie hatte noch ein kuriozes Nachspiel.

Konrad Laubmann saß in *... hausein, und wie man hörte, hielt er sich dort ganz tapfer. Da will es der Zufall, daß in der Umgegend dort eine große Jagd stattfindet. Der Justizrat B., unseres Ministers rechte Hand und selbst ein großer Jäger vor dem Herrn, war dabei, auch allerhand Kavaliere vom Hof und fremde Fürstlichkeiten. Jemand ein Umstand — war's ein Schneesturm oder Gewitter — zwang dazu, die Jagd zu unterbrechen und ein Obdach zu suchen. Weit und breit war nur eine einsame verfallene Chausseeschenke und in der Nähe das berühmte Zuchthaus. Wohl um die Zeit auszufüllen, benutzte der Justizrat die Gelegenheit zu einer Inspektion des Zuchthauses, die ohnehin schon lange aufgeschoben worden war.

Da fand er denn den Laubmann, von dem er als Jäger wohl schon früher Notiz genommen. Er hatte sich so musterhaft gehalten, daß ihn der Direktor sozusagen zum Oberaufseher gemacht. Die martialische Gestalt des Mannes gefiel dem Justizrat und mehr noch sein charaktervolles Auftreten. Die Folge war, daß er daheim noch einmal den ganzen Fall studierte und auf Vergnädigung antrug. So kam der Laubmann schon vor Ablauf des ersten Jahres frei.

Sofort erschien er wieder bei unserem Bau und wurde mit allgemeiner Freude von seinen Genossen aufgenommen, erhielt auch auf der Stelle sein früheres Amt wieder. Ich hatte seitdem ein besonderes Auge auf den tüchtigen Mann und kann wohl sagen, daß wir Fremde geworden sind. Einige Zeit nach seinem Wiedereintritt, es mochte kaum ein halbes Jahr herum sein, fiel es mir auf, daß Laubmann einfühlig und melancholisch wurde, irgend eine schwere Last schien ihn niederzudrücken.

Bei passender Gelegenheit nahm ich ihn abermals vor und ins Gebet. Er beichtete auch sofort ohne Umstände.

„Herr, der verwünschte Wald hat mir's angethan. Ich bin grad wieder so weit wie damals, — glaubt nicht, daß ich ein Kind bin, das auf den Baum steigt, grad weil's verboten ist. Nein, nein, — ich lasse die Verurteilung schon an mich kommen, aber was weiter daraus wird, wenn man gar keine Freude mehr am Leben hat, dafür seh' ich nicht ein. Was mich die Qual umtreibt, Herr, — das möcht' ich Euch nicht wünschen, aber eh' ein Unglück geschieht — auf mein Ehrenwort —, lieber geh' ich zuvor wieder ins Zuchthaus!“

Ich meinte wirklich, bei dem Mann sei eine Schraube locker geworden, wie man zu sagen pflegt, glaubte auch nicht, daß er im Ernst spräche. Aber kaum eine Woche später erfuhr ich, daß das Unglaubliche geschehen, daß er sich freiwillig wieder im Zuchthaus von *... hausein gemeldet habe, — weil er nicht ehlich bleiben könne.

Der kuriose Fall kam in der Folge vor den Landesherrn. Der lachte zuerst über die sonderbare Monomanie, ließ sich dann die Sache ausführlich berichten, und schließlich entschied er dahin, daß Konrad Laubmann zuerst zum Forstläufer gemacht wurde. Sehr rasch ist er dann zum Forstwart und Gehilfen des Försters aufgerückt.

Somit wurde er denn glücklich von seiner deutschen Waldtrauerzeit kuriert. Der alte Schorn ist bald sein allerbesten Freund geworden, und eh' noch ein Jahr verging, hat er ihm seine Nichte zur Frau gegeben, das schöne Leuchen aus dem Weiningenschen. Seine alte Mutter hat er zu sich genommen, nachdem die Schwester auch wieder geheiratet — den braven Maureraltgeißel, der inzwischen Meister geworden war. Da wimmelt das Haus bereits von Blondköpfen, klein und groß, wie ich erst neulich wieder gesehen habe, und so sind denn die braven Leute alle glücklich geworden, so weit das auf dieser schlechten Welt möglich ist.

Und nach einer Pause setzte der Architekt hinzu:

Sie werden freilich nun meinen, daß die Auflösung des Problems eigentlich viel einfacher sei: daß das Leuchen von Anfang an eine Rolle dabei gespielt, denn sie war schon vor Jahren einmal bei dem alten Förster zum Besuch. Und so wär's ganz natürlich, daß der lange Konrad deshalb sich an den Wald gewöhnt, daß er deshalb den Förster nicht totgeschossen, daß er deshalb endlich drüben in Amerika nicht hat aushalten können und wiedergekommen ist.

Zawohl, so mögen es die Romanschreiber zusammenspinthieren, aber in Wirklichkeit war's doch anders und so, wie ich erzählt habe.

Als ich bei der ersten Kindtaufe einmal auf den Busch klopfte und meinte, die schöne Leni hab' ihn, dem langen Konrad, doch wohl schon seit langen Jahren im Kopf gesteckt, so daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist, da sagte er in seiner treuherzigen Art: „Nein, Herr, wenn es so gewesen wär', warum sollt' ich's leugnen, aber ich hab' von dem Madel damals keine blaße Ahnung gehabt, der grüne Wald war's

ganz allein — mit den Kaninchen, Fasanen und Rehen. Daß auch noch außerdem saubere Weibsen drin wachsen, das wußt' ich nicht, aber das eben macht den deutschen Wald volends zu dem, was er ist und wie es keinen schöneren giebt auf der weiten Gotteswelt. Ja wohl, Herr, — Deutschland — Altdeutschland über alles!"

Schneiders Kache.

Erzählung eines alten Herrn von M. Schwarz.



Als wir, mein Freund Karl und ich, gerade ein Paar in der schönsten Blüte der Flegeljahre stehende Buben waren, wohnte bei uns auf dem Hof ein armes Kindschneiderlein. Da wir gottlosen Rangen notwendig immer jemanden haben mußten, den wir zur Ziel-scheibe unseres grünen Wises nehmen konnten — andernfalls wäre uns ja nicht wohl gewesen —

hatten wir die lebenswürdige Gewohnheit angenommen, uns über den armen Alten lustig zu machen. Er war ein mageres, blaßes Männchen, mit nur spärlichem grauem Haar, und auf einem Beine ging er lahmt. — Und nun mußte er auch gerade noch, so klein er war, Groß heißen.

Anfangs begnügten wir uns damit, hinter ihm herzurufen: „Kleiner Groß — Gernegroß — Dreikäsebock!“ und dergleichen Scherzhaftes mehr. Als der kleine Mann aber von dieser knabenhaften Ungezogenheit keine Notiz nahm, als ob ihn das gar nichts angehe, wurden wir dreister. Wenn er sich jetzt sehen ließ, meckerten wir wie zwei richtige Ziegenböcke. „Meck, meck, meck!“ — meck, meck!“ ging's hinter ihm her, wobei Karl eine solche Virtuosität entwickelte, daß man eigentlich hätte meinen sollen, es müßten ihm nächstens schon die Hörner wachsen.

Doch auch diese sich mehr gegen sein Handwerk richtende Verhöhnung ward von dem Schneiderlein mit stoischer Ruhe hingenommen.

Da brachte Karl, weil uns nachgerade das ewige Gemeder zu langweilen anfing, wieder etwas Neues auf, das zwar für unsern guten Humor sprach, weniger aber für unsere Herzensgüte.

Als der Schneider sich das nächste Mal zeigte, schrie er ihm nach: „Hinkebein!“ — Und: „Hinkebein, Hinkebein!“ plapperte ich ihm wie ein gelehriger Papagei nach.

Da riß dem kleinen Mann doch einmal die Geduld; er drehte sich in der Hausflurthür nach uns um, drohte uns mit der Faust und sagte zornig: „Das werd' ich euch

anstreichen, ihr saubern Fräuleinchen, so wahr ich Groß heiß!“

„Nein, Hinkebein, Hinkebein!“ rief Karl, und wir wollten uns darüber tollachen. — Doch das Pachen sollte mir bald vergehen. Anderntags wurde ich zu meinem Vater auf sein Zimmer gerufen, und wen fand ich dort? Den lahmen Schneider! Meines Vaters finsternes Gesicht weisagte mir aber nichts Gutes.

„Was muß ich hören!“ fuhr er mich an. „Du unverschämter Patron hast dich unterstanden, diesen braven Mann hier eines Gebrechens wegen zu verhöhnen! Psui, schäme dich, das ist ein unwürdiges Betragen! — Doch lassen Sie nur gut sein, lieber Groß! Der Flegel soll exemplarisch bestraft werden! Nächste Woche ist sein Geburtstag. Da bekommt er von mir auch nicht soviel, als unter dem Nagel Raum hat!“

Mein Geburtstag kam heran, und der Vater hielt Wort — wie immer. Er hatte der Mutter zwar nicht verwehrt, mir als kleinen Trost einen riesigen Kuchen zu backen, das war aber auch alles. Von Geschenken, wie sonst einen ganzen Tisch voll, war nicht die Rede.

„Die fallen einstweilen aus, bis du dich derselben wert gezeigt haben wirst, mein Sohn,“ sagte mein ebenio strenger als gerechter Vater. Ich war sehr betrübt und grollte dem Schneider, der mir das besorgt hatte, nicht wenig.

Mit etwas sollte ich allerdings nachmittags noch erfreut werden, als eine Tante erschien, die von der über das Geburtstagshaus verhängten Geschenksperre nichts wußte und mir in hübschem Bauerchen einen allerliebsten, goldgelben Kanarienvogel brachte. Es war ein Harzer Koller, den ich mir schon immer gewünscht hatte. — Und der Vater schien ein menschliches Mähren zu empfinden; er sah bei diesem Geschenk durch die Finger und ließ das Gelbröckchen passieren. Mehr noch hob sich aber meine Laune, als der Intimus Karl später zum Gratulieren kam. — Man wunderte sich nicht, daß Karl, der doch der Anführer des letzten Streiches war, strafflos ausging. Der Schneider konnte sich mit einer Klage an Karls Eltern nicht wenden, da er diese weder namentlich kannte, noch wußte, wo sie wohnten.

Wir tranken erst mit den Eltern und Tante zusammen Kaffee, wobei wir beiden Jungen allein ganz gut den halben, ungeheuren Napfstuchen aufschnabelierten, und dann ging's, als beste Belustigung, auf den Hof hinunter.

„Du,“ meinte ich, „es ist doch recht schade, daß wir dem häßlichen Alten da oben für sein Besen nichts mehr anhängen können, weil Papa es so streng verboten hat.“

— Karl erbot sich sogleich mit lebenswürdiger Kameradschaftlichkeit, ihm dann wenigstens auf eigene Hand ein paar lange Nasen zu machen; und da ich ihn davon abhielt, dachte er ein paar Augenblicke nach und sagte darauf: „Ach, jetzt weiß ich was, das ihn aber ordentlich ärgern wird und dabei ganz unschuldig aussieht!“

Als der Schneider etwas später am offenen Fenster saß und seinem Dampffaffen, den er daran hängen hatte, den Dessauer Marsch beibringen wollte, fingen wir mit vereinten, also überlegenen, Kräften den Nadekymarsch zu pfeifen an. Argerlich schlug der Schneider das Fenster zu. Aber wir pfeiften nur umso lauter, bis der arme Dampffass, ganz konfus gemacht, schon gar nicht mehr wußte, wo er eigentlich hinbören sollte.

Unsicher und zweifelhaft probierte er endlich einen Takt von der und einen von der andern Melodie. Wir

brachen aber in ein unbändiges Hohngelächter aus und riefen: „Er kann's noch nicht, er kann's noch lange nicht! Und er lernt's auch nie! Hurra!“

Und dann gingen wir den Nadekthmarfch wieder von frischem zu pfeifen an.

So trieben wir es jetzt täglich und amüsierten uns königlich dabei, ohne daß der Schneider uns etwas anhaben konnte, denn warum sollten wir auf dem Hof nicht pfeifen dürfen?

Ich hatte meine Nache, der Schneider ärgerte sich jedenfalls, und sein Dompfaff war das geplagteste Geschöpf unter der Sonne. Er sollte mit dem einen Ohr nach dem Nadekthmarfch, mit dem andern auf den Dessauer Lören, und das war doch eine reine Unmöglichkeit. Schließlich wußte er bei diesem Doppelpfeiftonzert wohl gar nicht mehr, wo ihm das Köpfschen stand, wurde darüber ganz trübfinnig und saß, sich aufplüsternd und gar keinen Versuch mehr zur Entwirrung des Melodienmischmasches machend, still in seinem Bauerchen da.

So traurig standen die Dinge für den Dompfaffen und so höchst lustig für uns, als Karl mich eines Tages darauf aufmerksam machte, daß der Schneider den Groß seinen Vogel bei offenem Fenster und geöffnetem Bauerthürchen frant und frei hängen habe, ohne daß er ihm davonfliege.

„Zieh,“ sagte er neckend, „der Hintebein kann doch mehr wie du. So hast du deinen Manarienvogel noch nicht gezähmt.“

„D doch,“ prahlte ich, „soll ich dir's mal zeigen? Mein Hänschen ist schon so zahmt geworden, daß er mir Zucker vom Finger pickt, und mache ich das Thürchen auf, dann geht er gar nicht mal hinaus!“

Ich lief mit Karl hinauf, um sogleich das Experiment zu machen. — Aber o weh! Das schlaue Hänschen mußte sich wohl nur so gestellt haben, als spüre es keinen Freiheitsdrang in sich; denn kaum hatte ich Fenster und Thürchen geöffnet, da bedurfte es weiter keiner Aufforderung für ihn, sich hervorzubemühen. Husch, husch, war er im Nu heraus und saß auch schon auf dem großen Kastanienbaum, der am Gartenzaun stand, halb nach der Hoffseite herüberragend.

Ich lief jammern hinunter. Da saß nun Tantens schönes Geburtstagsgeheim ganz frech auf dem äußersten Wipfel, trillerte, jubilierte ob der glücklich errungenen Freiheit, darin umher und sang triumphierend, wie zu Spott und Hohn auf meine Dummheit, ein schmetterndes Liedchen nach dem andern in die wohligh ihn umschmeichelnden Lüfte hinaus.

Karl, der ein gewandter Turner war, machte schon Miene, den Baum zu erklettern, aber ich hielt ihn ängstlich zurück, rufend: „Nein, nein, laß das, sonst fliegt er uns nur noch weiter fort!“ — Da öffnete sich die Thür des Hinterhauses, und heraus kam der kleine Schneider. Es kam mir vor, da ich einen Blick auf

ihn warf, als ob er ein recht grimmiges Gesicht mache, und jetzt ging er bis in die Mitte des Hofes vor und richtete von dort aus ein längliches Ding, das er in der Hand getragen, auf Hänschen zielend, nach der Baumpitze. Das Vöglein sah sorglos, vielleicht sogar etwas verächtlich, auf den kleinen Mann herab, im Gefühl gänzlicher Sicherheit lebhaft auf allen Zweigen herumtanzend. Es sollte das vermutlich eine Art Siegestanz sein. Ich aber rief erschrocken: „Karl, Karl, jetzt schießt mir der Schneider meinen Vogel tot.“ Und er schoß wirklich — aber nur mit Wasser. Im nämlichen Augenblick fuhr ein Strahl dieser einem gesiederten Ausreißer sehr gesunden Flüssigkeit in die Krone des Baumes, und Hans fiel, gut getroffen, betäubt zu meinen Füßen nieder, ein klägliches Bild himmelanstürmenden Jugendmutes. Der Schneider hob ihn auf, übergab ihn mir

und sagte dabei: „Nun war es doch wohl gut, daß der lahme Alte so schnell mit der Hilfe bei der Hand war! Da sieh einmal, wozu so ein Hintebein noch gut sein kann! — Diese

Spritze,“ fuhr er fort, den Rettungsapparat in seiner Hand wohlgefällig betrachtend, „hatte ich mir eigentlich angeschafft, um damit nach ein Paar ganz andern lösen Vögeln zu zielen und ihnen für ihr dummes Gepsche einmal ordentlich eins auf den Pelz zu brennen. Nun ist mir's aber lieb, daß ich sie zu besserem Zwecke brauchen konnte. Merk dir's, und laß es dir vom alten Hintebein gesagt sein: „Es ist gar nicht so schwer, Böses mit Gutem zu vergelten, als man gewöhnlich meint. Hätt's selbst nicht gedacht, daß es mich freuen würde, dir, du Unart, deinen Vogel retten zu können!“ Ich stand beschämt da, während Karl, wohl im gleichen Gefühl, sich stillschweigend drückte. — Als ich aber erst mein treuloses braves Schneiderlein hinauf und hat ihn wegen aller getriebenen Allotria um Verzeihung.

Sie wurde mir gern gewährt, und seitdem saß ich oft bei dem Alten in seiner Klause. Auch Karl besuchte ihn manch liebes Mal, und wir hörten ihm immer gern zu, wenn er eine seiner lustigen Geschichten zum besten gab, von denen er eine ganze Menge wußte, oder Vogel- und andere Tierstimmen zu unserem großen Vergnügen täuschend nachahmte, wobei auch der Ziegenbock mit seinem „meck, meck“ nicht vergessen wurde. Dabei drohte uns der Alte allerdings mit gutmütigem Lächeln mit dem Finger.

Einmal, da Groschen, wie ich ihn jetzt laut Übereinkunft nennen durfte, besonders gesprächig war, vertraute er mir an, ich habe ihn doch recht sehr gedanert, daß ich gar nichts zum Geburtstag bekommen habe. Als derselbe dann wieder heran kam, erhielt ich von ihm als Zeichen seiner Freundschaft ein eigenartiges Geschenk: eine kleine, aus einem Tuchrestchen gefertigte Schabracke, zierlich mit bunter Seide ausgegährt. Die sollte mein Püncher zur Winterszeit tragen.

Am wohlsten aber war jedenfalls dem Dompfaffen, seit wir mit seinem Herrn Frieden geschlossen hatten. Er konnte hinfort unbeirrt seinen Dessauer Marsch einstudieren.

Den Nadekthmarfch hat ihm Schneider Groß auf unsere Bitte später aber auch noch beigebracht.

Mitleid und Mitfreude.

Zum Mitleiden gab die Natur vielen das Talent, zur Mitfreude nur wenigen.

Friedrich Hebbels „Tagebücher“.



Aus dem dunkeln Weltteil.

Im „Kongotrub“ in Krabbendyke in Belgien machte vor kurzem der erfahrene, weitgereiste Kapitän des Schiffes „Miete Piepenkopp“, Herr Willem Smydny, höchst interessante Mitteilungen aus dem Kongogeiete. In Mundja, in der Nähe der Äquatorstation, erlegten die Eingebornen ein riesiges Krokodil, welches schon lange der Schrecken der ganzen Umgegend und unter dem Namen

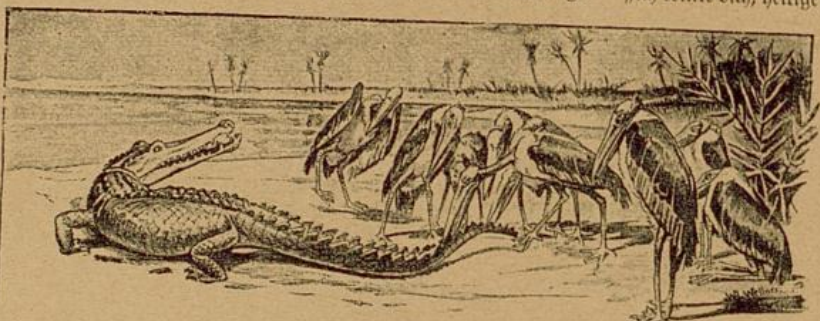
des „Vaters der Gewässer“ allgemein bekannt war. Herr Smydny hatte sich mit den Eingebornen in Verbindung gesetzt, damit ihm dieselben Krokodilhäute lieferten, zu deren Beschaffung er von einer Schuhfabrik Auftrag erhalten hatte. Durch die glücklichen Erleger des „Vaters der Gewässer“ wurde ihm nun die überraschende Mitteilung, daß sich in dem Wagen des Ungetüms außer einer Brille, einer Tabaksdose und einer Schnapsbuddel die Überreste eines Notizbuches fanden. Dieses Notizbuch nun hat, um hohen Preis, Herr Willem Smydny erworben, und dasselbe bildete den Gegenstand seines höchst interessanten Vortrages. Das Notizbuch, von welchem leider nur Bruchstücke vorhanden sind, da wohl ein Teil schon verdaut war, trägt den Fabrikationsstempel „Lahr“ und auf der ledernen Einbanddecke einige Buchstaben des Namens des Eigentümers. Die noch lesbaren Zeichen lauten: Dr.er. Es bleibt nun leider kaum ein Zweifel, daß der Eigentümer des Tagebuchs der berühmte Afrika-reisende Dr. Müller war, der seinem Forschungs- triebe zum Opfer gefallen.

Müller war nach dem Kongo gereist, einmal um den dortigen Negerstämmen den ausgiebigen Gebrauch der Selbstmarter beizubringen, dann aber hauptsächlich, um unter denselben das Bolapit zu verbreiten, das, wie der gelehrte Forscher herausge- bracht, mit der Sprache der Eingebornen viele Ähnlichkeit hat. Besonders aber hatte Dr. Müller sein Augenmerk auf das Tierleben gerichtet, und gerade die Reste seines Tagebuchs geben über das Verhalten des Tieres zum Menschen in jenen von der Kultur noch kaum angeleckten Regionen den überraschend- sten Aufschluß.

Wir sind nun in der glücklichen Lage, von diesem Tagebuch, welches uns Herr Kapitän Smydny groß- mütig zur Verfügung gestellt, das Interessanteste und die prächtigen Skizzen, die dasselbe schmücken, dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

Die ersten Blätter fehlen und es beginnt die Auf- zeichnung erst mit dem Blatte 111. Der wadere Müller schrieb enthusiastisch in sein Tagebuch:

6. Februar. Ja — „ich trinke dich, heilige Kongolust“ —



echt afrika- nisch, erquif- fend, etwas miasmatisch und fieberer- regend. Ich wandelte am Ufer des Mwitseje- bai-Sees, da ward mir ein prächtiger und höchst belehrender Anblick.

Ein gewaltiges Krokodil, welches den lauen Fluten des Sees entstieg, lagerte sich im heißen Sande und machte einen behaglichen Nachmittagsnicker, wobei es schnarchte wie eine alte Schwarzwälderbauernsägmühle. Das war aber nicht nach dem Geschmack einer er-

strecklichen Anzahl würdiger Marabus, welche gleichfalls bei ihren ersten Betrach- tungen über die Schlechtig- keit der Welt in denselben Schlaf der Gerechten gefallen waren. Aufgeschreckt durch das impertinente Schnarchen des brutalen Sauriers eilten sie herbei und zwackten und hackten, unter der Leitung eines besonders ehrwürdigen alten Marabus, derart auf das erschreckte Ungetüm los, daß dieses es für geraten fand, seinen Rückzug in seine feuchte Heimat anzutreten.

(N. B. Sollte dies nicht am Ende, dasselbe Krokodil gewesen sein, in dessen Wagen das Tagebuch Müllers ge- funden ward?)

Ach, wie erinnerte mich dieses herrliche Bild an meine Heimat — den bieder'n Ober- marabu hatte ich sicherlich schon irgendwo gesehen in schwarzen Frack und weißer Halsbinde! —

10. Februar. Heute machte ich in Begleitung des ersten Kammerherrn des Königs Mlangla einen Jagdaus- flug. Mir zu Ehren hatte der Kammerherr seine Gala- uniform angelegt, ein Paar alte baumwollene Schwimm- hosen, die er mir abgetbettelt

hatte, ein brennrotes Taschentuch mit gelben Tupfen und als Kopfbedeckung einen alten Cylinderhut. Also auch er huldigte an den fernem Ufern des Mwitsejebai- Sees schon der europäischen Sitte. Am meisten aber zeigte sein Kulturbedürfnis eine riesige Rumflasche.



N.B. echt deutsches Hamburger Fabrikat. Mein vaterländisches Herz schlug voll Stolz.

Der biedere Kammerherr fühlte sich bald etwas angegriffen, einesteils von der riesigen Hitze, hauptsächlich aber durch die geistige Einwirkung des deutschen Feuergeistes, und während ich den Busch durchstreifte, pflegte er der süßen Ruhe. Er „schliefe auf Kaktus wie auf Flaum.“

den Hut in die Augen gedrückt, und ließ mich meiner Wege ziehen. Als ich nach etwa einer Stunde zurückkehrte, genoss ich ein Schauspiel für Götter, das mir den erneuten Beweis lieferte, daß die Herren Affen unsere leibhaftigen Vettern, ja uns in gewisser Beziehung weit über sind.

Eine Gesellschaft dieser Zweihänder hatte sich fachte beige-piricht und — gierig, die Rumflasche zu erreichen — bildete sie vom nächsten Baume herab auf äußerst geniale Weise eine Art umgekehrte spanische Leiter und bemächtigte sich der kostbaren Flasche des armen Kammerherrn, wobei ihnen zwei dumme Papageien glözend zuschaute.

Also selbst die Affen verfallen auf die tief-sinnigsten Gedanken, um der Segnungen des Geistes teilhaftig zu werden; — und welches Geistes? — Des deutschen! — Erhebender Gedanke!

13. Februar. Die Pelikane werden am Mwitseibai als zahmes Hausgeflügel gehalten. Man benutzt ihre Federn, sie liefern die Braten am Martinstag,

hauptsächlich aber verwendet man die intelligenten Vögel zum Fischfang. Ich sah eine schneeweiße Pelikanherde

vom See zurückkommen unter der Oberaufsicht des jüngsten Sohnes des Kultusministers der vereinigten Uferstaaten. Die Pelikane marschierten in einer langen Reihe, so daß ich zuerst meinte, ich sehe ein Fräulein-institut, das von einer Lehrerin spazieren geführt würde. Als ich jedoch näher hinzutram und den wahren Sachverhalt richtig erkannte, mußte ich die Folgsamkeit bewundern, mit welcher die sanften Tiere jedem Winte ihres schwarzen Führers Folge leisteten. Auch dieses Bild erinnerte an heimische



Verhältnisse, — besonders der schwarze Führer.

16. Februar. Heute sah ich, wie die Pflichtvergessenheit eines Beamten beinahe großes Unheil veranlaßt hätte. Der königliche Elefantendirektor hatte, seine Instruktion vollständig außeracht lassend, die Thüre des Hauses, worin die jungen Elefanten zu Kriegszwecken ausgebildet werden, nicht fest verschlossen.

Einer der übermütigen Jöglinge war entwischt, und der Direktor kam gerade noch recht, um den Deserteur am Schwänzlein festzuhalten.

Da aber die ungebärdigen Kollegen des Flüchtlings arg rumorten und gleichfalls die Gelegenheit zum Durchbrennen benutzen wollten, mußte der arme Direktor mit der einen Hand den Flüchtling fest- und mit der andern Hand die Thüre der Elefanten-erziehungsanstalt zuhalten. Der Unglückliche war in der übelsten Lage. Das kommt von der Pflichtvergessenheit. — So etwas rächt sich auch in Afrika!

20. Februar. Prachtvoll, herrlich, erhaben — ich finde

keine Worte, um meine Empfindungen auszu-drücken. Konqo-haft — afrikal — das ist's. — Ich sah das berühmte Lied:

„Wenn der Mops mit der Wurst übern Eckstein sprinat“ ins Afrikanische übertragen, aber wie! — Phänomenal! — Es war das große Nationalfest der Seenerstaaten — der Schlachtfesttag. Schon bei Tagesanbruch rasselten die Trommeln, quiekend die Frei-



sen und statt des Kanonendonners schlug man mit Keulen auf leere Rumfässer, denn das Pulver war zu

rar und zu kostbar. Rote Schnupftücher webten von allen Hüttenäckern, und jung und alt, Männlein und Weiblein, hatten sich zu des Tages Feier frisch mit Palmöl gesalbt, dessen allerdings etwas ranziger Geruch rings die Luft erfüllte. Der König und die höchsten Würdenträger waren schon drei Tage — nun, wie soll ich mich passend ausdrücken — sie waren zur würdigen Vorfeier schon drei Tage höchst rumvoll, das Volk aber total betrunken. Es war wirklich ein Nationalfest, wie es im Buche steht. Die Hauptrolle bei dem Feste spielte jedoch der Hofkoch und Oberwurstknecht. In der Nähe des königlichen Palastes neben dem Straußenzwinger hatte dieser hochgestellte Würdenträger seinen Kessel aufgestellt, in welchem die herrlichsten Leber- und Blutwürste prangten — ein gewichtiges Zeugnis europäischer — ich möchte sagen deutscher Kultur.

Deutsches Bier und deutsche Wurst,
Deutsches Lied und deutscher Durst —
sind überall in der Welt bekannt und geschätzt.

Herrlich dufteten die Würste weithin über Land und See und der Hofkoch erwartete nur den König, damit das Mahl beginnen könnte.

Creu bewahrt.

Von Wilhelm Fischer.

Im Jahr 1812 dachte ein französischer Offizier, der etwas mehr als seinen Degen besaß: „Was soll ich mein Hab und Gut mit nach dem fernen Rußland schleppen? Fall' ich, so hab' ich nichts mehr nötig, und am End' beerben mich nicht einmal die Kame-raden, sondern die Feinde; bleib' ich am Leben, so hab' ich's wieder nicht nötig. Das große Land wird doch uns Sieger ernähren können, — der Kreml in Moskau soll ja mit Gold gedeckt sein, und Kupfer und Schiefer thät's auch. Ich will lieber auf deutsche Treu' und Redlichkeit bauen.“ So übergab er denn ein festes, wohlverschlossenes Kofferlein einem Tuchmacher in Trier, bei dem er lange in Quartier gelegen hatte, und bat ihn, es treu aufzuheben, bis er selbst, oder seine Erben es zurückfordern würden. Etwas Schriftliches verlangte er nicht, nur einen mündlichen Handschlag, und den gab ihm der Tuchmacher beim Abschied und wünschte ihm von Herzen: „Auf baldiges frohes Wiedersehen!“ denn er hatte den manierenlichen Kapitän liebgewonnen — was kann der einzelne für die Weltthätigkeit? Drauf zog der Franzose mutig und siegesgewiß mit der großen Armee nach Rußland hin.

Wie's dem Kaiser Napoleon dort erging, das weiß der geneigte Leser, und auch der Tuchmacher in Trier

Da hörte er plötzlich einen Plumpfer und als er sich um-sah, erblickte er einen jugendlichen Löwen, der mit einem Saxe die 12 Schuh hohe Ballisadenwand überspringen und mit einer gewaltigen Wurstfette, die er aus dem Kessel geraubt, gemüthlich grinsend davonlief.

Der Hofkoch eilte todesmutig mit geschwungenem Kochlöffel herbei, um dem königlichen Räuber seine Beute wieder ab-zujagen, — vergebens, — der edle Leu schleppte seinen leckern Raub im Hochgefühl äußerster Wurststigkeit dem nahen Walde zu und — 'Löw' und Würste sah man niemals wieder . . .

Hier bricht das Tagebuch leider ab. Was hätten wir wohl noch Neues und In-teressantes erfahren, wenn unser kühner Lands-mann nicht plöz-lich einem grau-ßen Geschehe ver-fallen wäre! —

N. B. Gerade

als wir dieses Tagebuch zum Drucke befördern, erhalten wir von Krabbendyke die überraschende Nachricht, daß einem unverbürgten Gerüchte zufolge irgendwo in Afrika ein deutscher Dr. Müller aufgetaucht sei. Wäre dies der Fall, so dürfte wohl kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß dieser Dr. Müller mit unserem berühmten Landsmanne identisch sei. Möge sich unsere Vermun-tung bald bewahrheiten.

ward's allmählich gewahrt, wenn auch viel langsamer' als man heutzutage solch gewaltige Kunden vernimmt, denn elektrische Telegraphen gab's noch nicht, und ein bißchen Schönfärben und Vertuschen konnten unsere gewandten Nachbarn auch damals schon. Aber das Feuer, welches die grimmigen Russen ihnen in Moskau angesteckt hatten, leuchtete doch zu furchtbar in alle Welt hinein, da half kein Keugnen mehr; und mochte auch Napoleon selbst heimlich und unerkannt zurücklaufen nach seinem Paris: die Trümmer seines stolzen Heeres, welche mühsam die preußische Grenze erreichten, die bleichen, hohlhängigen Zammergestalten, welche mitleid-erregend sich westwärts schleppten, bezeugten laut und unwidersprechlich, daß der ungeheure Kriegszug voll-ständig gescheitert sei. „Jetzt wird der arme Kapitän wohl kommen,“ dachte der Tuchmacher, und freute sich schon darauf, wie er ihn pflegen und herausfüttern und durch das wohlbewahrte Kofferchen trösten wollte, aber er kam nicht. Sollte er gefangen, verwundet oder gar tot sein? Das konnte man trotz aller Erkundigungen nicht sicher erfahren. Inzwischen ging die Weltgeschichte ihren ehernen Gang weiter. König Friedrich Wilhelm erließ den zündenden Aufruf an sein Volk, und das zer-tretene Preußen erhob sich in opferfreudiger Begeisterung; der alte Blücher siegte an der Kasbach, und Bülow bei Dennewitz, und York bei Wartenburg, das alles er-fuhr der Tuchmacher, von seinem Kapitän aber kein



Sterbenswörtchen. Die Völkerschlacht bei Leipzig wurde geschlagen, die Verbündeten rückten in Frankreich, in Paris ein und machten Frieden: „Jetzt kommt er sicher, wenn er noch lebt,“ meinte der Tuchmacher, aber der Kapitän kam nicht. Wiederum verging ein Jahr, und Napoleon wagte den letzten Versuch: Der stolze Adler schwang sich plötzlich von der Insel Elba im Siegesflug, bis nach Paris, nach Belgien, aber bei Belle-Alliance ruyften Blücher und Wellington ihm die Schwungfedern gründlich aus, und der unerfättliche Eroberer, dem einst Europa zu klein war, mußte sich in Groll und Gram verzehren auf dem kleinen Felsen-eilande St. Helena. Jetzt ward wirklich Friede, Friede auf lange Jahre, und oft, wenn der Tuchmacher den Postwagen heranrollen hörte, hoffte er, der werde ihm den Kapitän bringen oder doch Nachrichten von ihm — umsonst! Der Eigentümer des Koffers war und blieb verschollen, seine Spur im Schnee der nordischen Steppen verweht. Aber das Kofferlein selbst stand wohlverwahrt unter dem Ehebetto des redlichen Hüters, der dasselbe auch bei Nacht in seiner Nähe haben wollte.

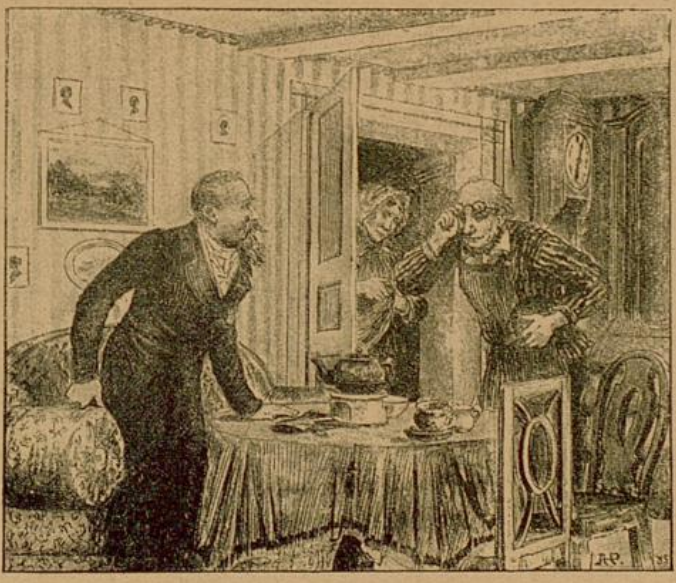
Der Tuchmacher hatte, wie bereits angedeutet, auch eine Frau, und das ist weiter nichts Seltsames, aber diese Frau war zuzeiten ein wenig neugierig, und das kommt bekanntlich bei Frauen nicht sehr selten vor. „Philipp,“ sagte sie eines Tags, als sie der nachlässigen Magd nachsetzte und dabei den schweren Koffer von der Stelle rückte, „das Ding steht nun schon jahrelang bei uns, und wir wissen nicht einmal, was eigentlich drinnen ist.“

„Ist auch gar nicht nötig.“
 „Aufmachen könnt' man's doch einmal.“
 „Wo denkst du hin? Unvertrautes Gut!“
 „Ansehen wird doch erlaubt sein, wir sehen-ja nichts davon ab.“
 „Kasst sich nicht, wir müßten uns schämen.“
 „Ach, der arme Kapitän ist gewiß lange tot.“
 „Gott verbüt's!“
 „Vielleicht sind Sachen darin, die einmal gelüftet werden müssen, — eine feine Uniform, in die sonst die Motten kommen, oder —“
 „Geht mich nichts an. Ich hab' nur den Koffer treu aufzubewahren, weiter nichts. Übrigens glaub' ich das gar nicht.“
 „Er ist freilich etwas schwer,“ murmelte sie, ihn gedankenvoll betrachtend. „Es muß Gold und Silber darin sein.“
 „So denk' ich auch.“
 „Sollen wir ihn nicht einmal öffnen?“

„Frau, laß mir meine Ruh!“ rief der Tuchmacher ärgerlich und schob den Koffer eigenhändig wieder unter's Bett, — aus den Augen, aus dem Sinn — „ein Mann, ein Wort! ich geb' den Kasten unverseht dem Kapitän oder seinen Erben zurück.“

Und auf diesem Sinne blieb er, so geschickt sie auch mehrmals ihren Vorschlag wiederholte, mit verschiedenen Gründen verbrämt. „Es wäre schad, bares Geld so müßig liegen zu lassen. Man könne es sicher aus-thun, daß es Zinsen trage. Vielleicht fänden sich auch Wertpapiere vor, die eine Erneuerung bedürften. Oder Brieffschaften mit Namen und Wohnort der nächsten Anverwandten &c. &c.“

Auf alle dergleichen Reden hatte der ehrenfeste Tuchmacher nur eine Antwort: „Von alledem hat mir der Kapitän nichts gesagt, dagegen hat er mich ernstlich gebeten, sein Eigentum treu aufzuheben, bis es mir abgefordert werde. Das hab' ich ihm versprochen, und das halt' ich. Verschönige deine Neugier nicht, und laß mir mein' Ruh!“



„Kennen Sie mich nicht mehr?“

Aber oft wiederholte Worte fallen doch nicht alle auf unfruchtbaren Boden, besonders wenn äußere Umstände ihr Keimen befördern. Allmählich regten sich in seiner eignen Brust ungefrore Stimmen, welche ihm zuflüsteren: „Deine Frau hat am Ende recht.“ Trotz der Friedensjahre ging's ihm im Geschäft nicht besonders. Er wurde älter und sah sich von jüngern unternehmenden Leuten überflügelt. Krankheiten in der Familie brachten ihn noch weiter zurück.

Um sich über Wasser zu halten, mußte er seinen einzigen Weinberg verkaufen, und wer weiß, wann der schöne Garten ihm folgt?“ dachte er seufzend. Oft hielt es ihm bei aller Sparsamkeit schwer, Soll und Haben in Einklang zu bringen. Wenn er dann mühsam die Groschen zusammensuchte, um eine fällige Rechnung zu bezahlen, dann mußte er unwillkürlich an den schweren Koffer denken, zog ihn auch wohl hervor, um sich zu vergewissern, daß er nicht abhanden gekommen sei, und betrachtete den glänzenden Messingbeschlag und die funkelnden Nägelchen: „Da liegen vielleicht Tausende, und ich bin um ein paar Thaler verlegen. Wär' mein alter Freund hier — ich glaub', mir schloß' er gern auf. Aber er ist wohl tot, sonst hätt' er doch in all der Zeit einmal was von sich hören lassen, gestorben ohne Kind und Kegel, warum melden sie sich sonst nicht?“

So gingen seine Gedanken hin und her, und wer will ihn groß tadeln? Dürftigkeit nach langgewohntem Wohlstande thut weh, und wir sind alle schwache Menschen.

Besonders einmal trat die Versuchung stark an ihn heran. Er hatte einen drängenden Gläubiger zu befriedigen und wußte nicht, woher er das Geld nehmen, welchen Freund er darum ansprechen sollte. Kein Ausweg schien sich zu bieten und der Verlust seines letzten Grundeigentums unvermeidlich zu sein. Da fuhr es ihm durch den müden, heißen Kopf: „Greif unbedenklich hinein in die volle Truhe! Nimm dir, was du nötig hast, der Kapitän leiht dir's gern; leg einen Schuldschein dafür hinein und zahl's in bessern Zeiten zurück. Was ist dabei?“ Aber gerade diese offene Frage weckte sein halb eingelulltes Gewissen: „Was? Mich vergreifen an fremdem Gut? Nimmermehr! Und wenn ich aus meiner Väter Hause muß —“ Entschlossener schob er den Koffer unter das Bett zurück und hatte von Stunde an Ruhe.

Sein Haus behielt er trotz alledem, — Gott verläßt einen ehrlichen Deutschen nicht und hat Mittel und Wege, wo wir nicht ein und aus wissen. Die schlimmste Anfechtung ging vorüber. Der Tuchmacher erlebte Freude an seinen Kindern, sie kamen vorwärts und ihm selber ging's wieder besser. Den umverehrten Koffer hütete er nach wie vor, und vom Kapitän sah und hörte er nichts.

Und wieder rollten Jahre vorüber, Ludwig XVIII. war tot, Karl X. vertrieben, und der Bürgerkönig Ludwig Philipp regierte das unruhige Frankreich, so gut es ging, und der brave Tuchmacher kehrte eines Sonntags nachmittags ahnungslos von einem Spaziergange heim, da rief ihm seine Frau mit seltsamer Betonung im Hausflur entgegen: „Es ist jemand da!“ Er trat ins Zimmer, richtig! da erhebt sich ein graubärtiger Herr vom Sofa, noch ungewiß geht er auf ihn zu, da ruft der Fremde: „Kennen Sie mich nicht mehr?“ und zugleich streckt er ihm beide Hände entgegen und umarmt ihn und küßt ihn mit französischer Lebhaftigkeit auf beide Wangen.

Es war der Kapitän, oder vielmehr der Oberst, — in zwanzig Jahren muß man doch avancieren. Wo hatte er nur gesteckt all die Zeit? ja, seinem treuen alten Wirt hat er's ausführlich erzählt bei einigen Flaschen guten Moselweins, aber ich bin leider nicht dabei gewesen und weiß es nicht genau. Er ist lange in Rußland gefangen, dann krank in der Heimat, dann wieder hinausgeschleudert in die Welt, weit irgendwo in den Kolonien — aber jetzt war er da, und freute sich, daß sein Glaube an deutsche Treue und Redlichkeit nicht zu Schanden geworden war, und schloß den Koffer auf, der allerdings ein kleines Vermögen enthielt, und gab den Armen Triers eine namhafte Summe daraus. Ob er dem redlichen Hüter ein klitzendes Ringlein oder seiner Frau eine goldene Kette verehrt hat, weiß ich nicht zu vermelden; es thut auch nichts. Den Namen des ehrlichen Mannes aber könnt' ich vermelden, doch auch der thut zur Sache nichts.

Werk: Anvertrautes Gut treu bewahren ist nur Pflicht und Schuldigkeit und weiter nicht zu rühmen, aber es über zwanzig Jahre lang und unter solchen Umständen thun, schien mir doch erzählenswert.

Das ewige Heute.

Lebte da in einer deutschen Universitätsstadt ein Wirt, dem's nicht eben zum besten ging. Sein Bier war frisch, sein Wein war ungetauft, seine Speisekarte reichhaltig und nicht durch übermäßig hohe Preise verunziert — und doch hatte er nur wenig Gäste — mag der

Himmel wissen, warum, ob den Leuten, den flotten Studios und ehrhamen Speisbürgern, sein Gesicht nicht gefiel, oder aus welchem Grunde sonst. Unser Wirt, Gregorius war sein Taufname, ließ aber den Mut nicht sinken und eines Tags, er hatte sich eben einige Schoppen von seinem Beiten gegönnt, hatte er einen Einfall. Er ließ einen Firmemaler kommen, feste ihm gleichfalls einen Schoppen von seinem Besten vor und war bald mit ihm im reinen. Nach einigen Tagen bemerkten die Nachbarn des Gregorius, daß er sich ein neues Aushängeschild zugelegt habe, und die Vorübergehenden merkten es auch, denn weithin erstrahlte es in glänzenden Farben: ein mächtiger Schinken, ein Schweins-



kopf, mit der ihm und den Dichtern eigentümlichen Bier, Würste und sonstige Herrlichkeiten, zu vergessen aber auch nicht eine ganze Flaschenbatterie waren naturgetreu darauf abkonterfeitt, daß einem das Herz im Weibe lachen mußte. Das Merkwürdigste aber war die Inschrift, welche lautete:

„Heute fürs Geld, morgen umsonst!“
Bald kam ein Trupp Studenten mit bunten Mützen und Bändern die Straße hinab, und kaum hatten sie die Schrift gelesen, als sie in das Gastzimmer stürzten und sich, wie sie dem Wirt lachenden Antlitzes erklärten, „in der Hoffnung auf morgen“, das Beste, was zu haben war, vorsetzen ließen. Gregorius nahm die Ankündigung mit ernster Miene entgegen, war dann aber außerordentlich eifrig im Bedienen der jungen Herrschaften, und die vortrefflichen Speisen und Getränke versetzten diese so schnell in die aufgeräumteste Stimmung, daß sie in dem ihnen noch fremden Lokale länger aushielten, als sie

selbst vorher gedacht hätten. Endlich forderten sie doch die Rechnung und waren auf Schweizerhotelpreise oder noch Schlimmeres gefaßt, — wunderbarerweise war aber alles zu einem höchst mäßigen Satze berechnet. Gebührendermaßen lobten sie den Wirt und entfernten sich mit einem übermütigen: „Auf morgen!“

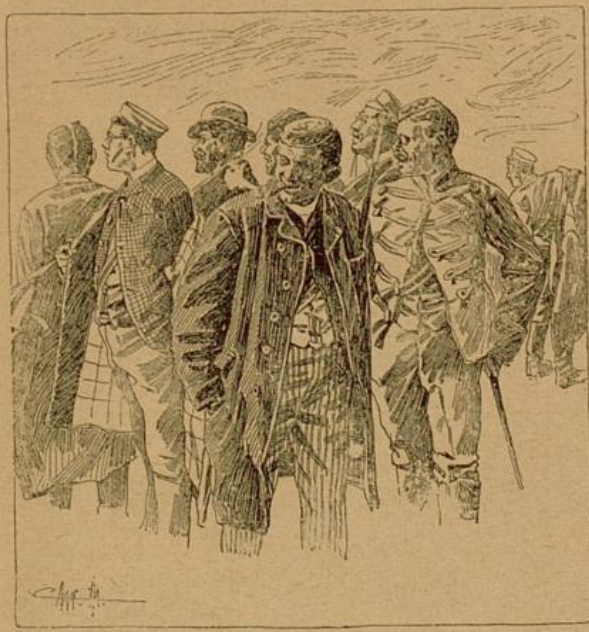
„Auf morgen!“ sagte Meister Gregorius und schmunzelte leise dabei.

Der Morgen kam, und zur Fröhschoppenzeit waren die Herren Studenten, noch zahlreicher als am Tage vorher, pünktlich an Ort und Stelle. Keiner von ihnen legte sich Schranken auf, die geforderten Beefsteaks, Kaviarbrötchen und was es sonst noch Gutes geben mag, regneten nur so auf den Wirt herab, und vom Bier kam man bald zum Wein und gar zum Champagner. Mittag war längst vorüber, als man endlich daran dachte, die lustige Sitzung aufzuheben; die neu mitgebrachten Gäste bezahlten — sie waren durchweg mäßig

lieft zum Gregorius, und da er in der That ein Wirt war, der seinen Gästen das ihnen Zukommende zuteil werden ließ, so bekam er sehr bald feste Kundschaft und war nach einigen Jahren schon ein wohlhabender Mann. Das Schild hängt noch immer, aber es fällt keiner mehr darauf hinein.

Das erste deutsche Reichswaisenhaus in Tahr.

Der Hinkende hat die Leichenbittermiene nicht gern und möchte sie um alles in der Welt nicht öfter aufsetzen; er weiß sehr wohl, daß sie leicht langweilig wird, ja wohl gar den Spott herausfordert. Ein fröhliches Gesicht zu machen, fällt ihm aber doch schwer, wenn er bedenkt, daß die Zukunft seines Lieblingskinds, des Reichswaisenhanfes, immer noch nicht gesichert ist. Das Haus ist bekanntlich für 100 Knaben eingerichtet, während aus den Zinsen des bis jetzt vorhandenen Kapitals noch lange nicht einmal die Hälfte dieser Zahl erhalten werden kann, so daß die laufenden Einnahmen aus Sammelgeldern, welche das Grundkapital vermehren sollten, für den Betrieb des Hauses in Anspruch genommen werden müssen. Dem Hinkenden ist daher beinahe so ums Herz wie einem Vater, der einem seiner Kinder eine Erbsenz bereitet, es bei dem andern aber mit dem besten Willen nicht kann. Der großen deutschen Nation, die in den letzten Jahrzehnten so Herrliches vollbracht und die jetzt als die erste von allen europäischen an die Lösung der denkbar schwierigsten Aufgabe, der sozialen Frage, mit frischem Mute und gezieltem Ernste herangeht, Vorwürfe machen will der Hinkende jedoch nicht, er weiß sehr wohl, daß neben seiner Schöpfung hundert, ja tausend andere im weiten Reich Verächtlichung beanspruchen; aber es will ihm scheinen, als ob eine bestimmte Gattung von Deutschen, die so recht berufen wäre, das Schicksal der Reichswaisen zu sichern, des Hauses am Altwater zu Tahr nur zu wenig gedächte. Es giebt zweifellos im deutschen Vaterlande Männer und vielleicht auch Frauen genug, denen das Glück verlagst ist, eine Heimat zu haben, in der sie mit allen Fasern ihres Wesens wurzeln, die ihr Beruf oder die Neigung treibt, von Ort zu Ort zu ziehen — sie sind gewiß nicht zu beneiden und der Hinkende versichert sie hiermit ausdrücklich seines Mitgeföhls. Diese nun werden oftmals ohne Familie und nähere Anverwandte und in günstigen Vermögensverhältnissen sein, und da sie sich so in wirklicher Verlegenheit befinden dürften, was mit ihrem überflüssigen Manne anfangen, möchte ihnen der Hinkende seine Waisen ganz besonders ans Herz legen. Es ist ein sehr wohl verständliches und nur hochzuachtendes Gefühl, wenn jemand, der Geld wegzugeben oder zu hinterlassen hat, zunächst seiner Heimat gedenkt und dort das Gedächtnis seines Namens erhalten will; es könnte zwar auch nicht schaden, wenn der Blick der Deutschen allmählich über die Grenze seines wirklichen Gesichtskreises hinausdränge und das Reichswaisenhaus zum Zeichen des, daß wir wieder eine Nation geworden, von nah und fern seine Stiftungen bekäme, — aber der Hinkende ist bescheiden, er wendet sich also in erster Reihe an jene Deutschen, die wohl im großen Vaterlande, aber nicht an einem bestimmten Flecke desselben wurzeln, und dann an die Deutschen im Auslande, die im Leben wie im Tode gute Deutsche sein und bleiben wollen. Sie haben



„Halt, meine Herren, man bezahlt, ebe man fortgeht.“

gewesen — die vom verfloffenen Tage aber nahmen Nock und Stoc und wollten sich mit lustigen Dankesworten entfernen. „Halt, meine Herren, man bezahlt, ebe man fortgeht,“ sagte da der Gregorius trocken. Ein ungeheures Gelächter antwortete ihm. „Steht nicht auf deinem Schilde: Morgen umsonst?“ rief man. „Es steht aber auch darauf: Heute fürs Geld!“ sprach Gregorius ernst, „und heute ist heute.“ Die Studenten griffen zum Teil an ihre Stirn. „Ja, heute ist heute, jeder Tag ist heute und morgen ist niemals,“ meinte nachdenklich ein Philosoph und suchte sein Portemonnaie. Andere remonstrierten noch, aber am Ende sahen sie auch ein, daß der schlaue Wirt recht hatte, und da es ihnen wohl geschmeckt, bezahlten auch sie und stimmten in das Lachen der zum erstenmale Anwesenden ein. Die Rechnung war wieder mäßig, und man freute sich über den gelungenen Scherz, und trank noch ein Glas zum Abschied, das der Gregorius nun wirklich zum besten gab. Der Spaß wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, alles